

Mitteilungen aus dem
Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und
Literatur in Hamburg

10. Jahrg.

Hamburg, Herbst 1916.

Nr. 1.

Inhalt: Georg Droste. Von Wolfgang Stammier. — Johann Hinrich Fehrs. Von Chr. Voeck. —
Uns' Volkslied. Von G. F. Meyer. — Plattdeutsch im deutschen Heer. — Rundschau. —
Sprachecke. — Theater. — Bücherbesprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen.
— Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg.



Georg Droste.

Pur.

Georg Droste.

Zu seinem 50. Geburtstag (13. Dezember).

Von Wolfgang Stammler.

Schon den 50. Geburtstag eines Schriftstellers zu begehen, ist auch in unserer jubiläumsfreudigen Zeit nicht häufig Sitte. Aber bei dem außergewöhnlichen Schicksal des Mannes, dessen Name über diesen Zeilen steht, ist es wohl berechtigt, auf seine Bücher hinzuweisen und weitere Kreise ihm zu eröffnen. Vielleicht dankt es mir noch der eine oder andere Leser, daß ich ihn zu Droste hingeführt habe.

Am 13. Dezember 1866 erblickte Georg Droste in Bremen das Licht der Welt als Sohn einer alteingesessenen Handwerkerfamilie. Sein Vater, ein Schneidermeister, ließ den Knaben in einfachen Verhältnissen frank und frei aufwachsen. Die Wohnung der Eltern stand gleich „achtern Diek“, nur etwa einen Steinwurf vom gewaltigen Weserstrom weg, und an seinem Ufer, in seinen Wassern, auf seinen Fluten verspielte der Knabe eine heitere Kindheit. Bis zum 14. Jahre besuchte er die Volksschule; mit Eifer lernte er, zeigte auch eine schnelle Auffassungsgabe und war von so regem Wissenstriebe befeelt, daß er den Gedanken faßte, Lehrer zu werden, um sich immer weiter bilden zu können. Aber das Leben verwehrte ihm solchen Wunsch; um zum Unterhalt der Familie mit beitragen zu können, trat er nach beendeter Schulzeit als Laufbursche in eine Buchhandlung ein. Dieser Handelszweig war ihm wegen des nahen Verhältnisses zu Büchern noch der liebste. Der Geschäftsinhaber erkannte indes bald die Befähigung seines Laufburschen, die diesen auf andere Wege wies, und verschaffte ihm eine Lehrlingsstelle im Kontor eines größeren Bremer Handelshauses. Mit Lust und Liebe widmete sich Droste den neuen Pflichten; voll Eifer benutzte er die Freizeit dazu, um die englische Sprache zu erlernen und sich in den Handelsfächern weiter auszubilden. Dabei brauchten seine literarischen Neigungen sich nicht versteckt zu halten; er las gern und viel, mit besonderer Vorliebe aber Fritz Reuter, aus dem er trefflich zu rezitieren verstand; hatte er doch als Sohn eines tagenbaren Bremers die plattdeutsche Sprache mit der Muttermilch eingesogen. In seinem 20. Jahre traf ihn der schwere Schlag seines Lebens: innerhalb 14 Tagen verlor er infolge einer Sehnervenentzündung sein Augenlicht und erblindete unheilbar. Der einst so heitere Jüngling war schwer darnieder gebeugt; alle Pläne und Zukunftshoffnungen waren ihm erloschen. In der Blindenanstalt zu Hannover raffte er sich wieder auf, erlernte dort die Korbflechterei und wurde zugleich in der Musik ausgebildet. Nach einigen Jahren kehrte er in die Vaterstadt zurück und gründete hier ein selbständiges Korbgeschäft, dem er später durch Verträge auf Kohlenkörbe mit dem Lloyd und der Hanfageellschaft Dauerhaftigkeit und einen gewissen Aufschwung verliehen hat. 1893 fand er das Lebensglück in der Ehe mit einem tapferen Mädchen, das ihm treu im Kampf ums Dasein zur Seite

stand. Um einen Nebenerwerb für die zahlreiche Familie — fünf Kinder entsprossen der Ehe — sich zu verschaffen, kam Droste im Jahre 1908 auf die Idee, seine Jugenderinnerungen zu veröffentlichen. Seinen Kindern diktierte er sie in die Feder, und so entstand sein erstes Buch „Achtern Diek. Ernstes und Heiteres vom alten Osterdiek. Aus der Jugendzeit eines Bremer Jungen“. (Bremen 1908, Homeyer und Meyer.) Es sind anspruchslose Geschichten, welche seine Eltern und Großeltern, Nachbarn und Geschwister, Kinderjahre und Jugendstreiche anschaulich schildern und in den eingestreuten Redensarten und Spielen hübsche Beiträge zur Bremischen Volkskunde bieten, wie sie auch für die Topographie der Hansestadt nicht ohne Bedeutung sind.

Jugend hatte der Verfasser das Büchlein in die Welt gesandt, die Vorrede hat „um gnädige Kritik“. Der überraschende Erfolg, daß die Auflage binnen 6 Wochen vergriffen war, ermunterte ihn zu einem neuen Bande „Im Rodenbusch-Haus. Ernste und heitere Bilder aus dem Moore“. (Verlag von Otto Melchers, Bremen 1909; bisher 3 Auflagen). Hier wählte sich Droste einen anderen Boden, mit dem er nicht minder vertraut war, die Moor-egend bei Bremen. Was er als Schuljunge dort einst in Ferientagen erlebt, was ihm die trotz ihrem schlechten Rufe doch so reizvolle Natur des Moores bot, hat er mit feiner Beobachtung, aus warmer Erinnerung heraus, wiedergegeben; rührend taucht im 2. Teil der einstige Stern seines Lebens, das zufriedene, stille Landschulhaus, auf, und mit wehmütigem Lächeln nimmt der Dichter von dem Jugendideal Abschied.

Schon in diesem zweiten Buch war das plattdeutsche Element in den Reden der Personen stark hervorgetreten, so daß Droste geglaubt hatte, für die hochdeutschen Leser ein erklärendes Wörterverzeichnis begeben zu müssen. „Wie willt platt snacken un willt dat nich liien, dat use Muddersprake von Dage man blot noch as'n Sprake for Swiendribers un Ossentreckers ankeeken ward!“

Mit diesen kraftvollen Worten wandte sich Droste endgiltig der rein niederdeutschen Schriftstellerei zu. Sein erstes rein plattdeutsches Buch hieß „For de Fierstunden. Döntjes un Bertellsfel ut Old-Bremen“ (Bremen 1910, Verlag von Otto Melchers); es ist längst vergriffen und leider in einer neuen Auflage nicht mehr erschienen. In manchem erinnert es an sein erstes Buch „Achtern Diek“, in manchem an das „Rodenbusch-Haus“. Prächtige Gestalten aus Bremens Bürgerhäusern und Speichern treten vor uns hin, oder düstere Szenen aus den Mooren werden lebendig. Behaglicher Humor, der sich bis zur dichterischen Grotteske steigern kann, leuchtet aus den kleinen Bremischen Geschichten hervor und offenbart des Verfassers gemütvollen Sinn.

Ähnlichen Stoff behandelt das nächste Werk Drostes „Sunnenschien un Wulken. Ernste Riemels un vergnögde Bertellsfels“ (Bremen 1912, Verlag von Franz Leuwer). Aber mit seinem buntcheckigen Inhalt scheint es mir einen Rückschritt zu be-

deuten. Wie ich den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 6, S. 129 entnehme, ist es von einem „Komitee“ herausgegeben worden, und dies ist offenbar dem Buche nicht gerade zu gute gekommen. Wo Droste sich auf seinen plattdeutschen Boden beschränkt, bringt er im allgemeinen auch hier hübsche Sachen zustande. Aber es stehen auch recht schwache niederdeutsche Produkte darin, und eine hochdeutsche Geschichte wie „Ein Stück Sonnenschein“ ist so unbedeutend, daß man bedauert, sie in dieser Auslese zu sehen. Auch zum Balladendichter ist Droste nicht geboren; das Wichtige, Dramatische mangelt den feinen, sie erinnern mehr an die mittelalterlichen Bremer Chroniken denn an die saftigen, kernigen historischen Lieder, wie sie Niedersachsen in Fülle hervorgebracht hat. Anderseits stehen viel feine Sachen in dem Buch. Vor allem erweist sich Droste als plattdeutscher Lyriker von überraschender Eigenart; es ist kaum faßlich, wie ein Blinder in so zarten, malenden Tönen die Blumen und Pflanzen zu besingen vermag. Wunderhübsch geraten sind die Tierkizzen, die auch neben Hermann Löns würdig bestehen, und kulturhistorisch von Belang sind wieder die mit Liebe ausgepinselten Bilder aus Alt-Bremens Straßen und Häusern.

Aber in diesen Bänden tastete Droste noch unsicher hin und her nach dem Stoff, der ihm lag. Wer seine schriftstellerische Laufbahn aufmerksam verfolgte, wußte schon, worin seine Stärke, seine Eigenart beruhte: in der Schilderung des Bremer Lebens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Mit Pietät und Liebe war Droste immer wieder zu seiner Väter Tagen, zu ihren kleinen Erlebnissen, ihren bescheidenen Freuden und tiefen Leiden zurückgekehrt; mit inneren, durch die Erinnerung geschärften Blicken schaute er in die Speicher der sechziger Jahre, durchwanderte er die Werkstätten der Biedermeierzeit, betrachtete er die Kontore der Gründerperiode.

Aus dieser Zeit, aus diesen Stätten holte er sich das Material zu seinem letzten bis jetzt vorliegenden Buch, seinem Hauptwerk: „Ottjen Alldag un sien Kaperstreiche. Een plattdütsch Rinnerleben an'r Waterkante“, und der Fortsetzung „Ottjen Alldag un sien Lehtied. Een Bertellsel ut'n Bremer-Kopmannsleben“ (beide im Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann Bremen; das erste jetzt in 5. Auflage). Literarhistorisch betrachtet bilden die beiden Bände einen Entwicklungsroman und gehören mit Fehrs' „Maren“ und Stilles „Nahberskinner“ in eine Reihe. Aber doch wie verschieden in der Grundstimmung von diesen beiden Verwandten! Fehrs' Roman ist zarter, verinnerlichter, aber handlungsärmer, mit einem Hauch von Sentimentalität übergossen; Stilles Buch teilt zwar mit Drostes Roman die reiche Handlung, aber seine Charaktere sind mehr typenhaft, weniger individuell erfasst. Ottjen Alldag ist ein tagenbarer Bremer Junge, der am Osterdeiche aufwächst und als ein echter Bengel eine Menge unnützer Streiche vollführt, die den Beteiligten meist wenig Genuß, ihm öfter Prügel eintragen, die aber auch in ihrer naiven Urwüchsigkeit und kindlichen Harmlosigkeit viel Freude bereiten. Ottjen wird dann Kauf-

mannslehrling bei der alten Firma A. W. Schröder & Sohn und bringt es durch Fleiß und Energie, ohne gerade ein Musterknabe zu sein, zu einer geachteten Stellung. Das ist das einfache Problem des Romans, das ohne spitzfindige Psychologisterei durchgeführt wird. In behaglichem Flusse läuft die Handlung dahin, teilt sich hier und da in kleine Nebenarme und findet sich stets wieder zum großen Ganzen zusammen. Auch hier wieder beruht die Stärke des Romans auf der Schilderung des Bremer Lebens in den 60er und 70er Jahren. Die Handwerker wie die Kaufleute, Schulmeister und Pastor wie Küper und Kontoristen, alle sind sie mit gleicher Liebe gezeichnet und zu lebenswahren Gestalten geformt. Der Dichter berichtet eigene Erlebnisse, das fühlt der Leser an der Wärme und Vertiefung der Darstellung; es ist eine dichterisch verklärte Autobiographie, wie wir sie in der plattdeutschen Literatur noch nicht besitzen. Und ebenfalls neu ist das Stoffgebiet, das Droste der plattdeutschen Literatur erschlossen hat: Das große Handelshaus einer Hansestadt. Vielleicht unbewußt, scheint Droste mit hier in manchem von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ beeinflusst zu sein; aber das eigene Erlebnis hat ihn ohne Zweifel dazu bestimmt, dieses Gebiet sich zu wählen. Wiederum liegt auch über dem ganzen Roman, wie schon in den kleineren Erzählungen, jener Drostesche Humor, der ohne jede Bitterkeit mit Lächeln auf die kleinen Fehler der Menschen hinweist, um dann ihre guten Seiten schmunzelnd loben zu können. Ich weiß nicht, ob Droste Sachen von Dickens gelesen hat; bei manchen seiner humordurchwürzten Kapitel kamen mir die besten Seiten aus den „Pickwickiern“ und der „Weihnachtserzählung“ in den Sinn.

Alle plattdeutschen Schriften Drostes zeichnen sich durch die unbedingte Reinheit des Platt aus. Dem Germanisten sind sie wertvolle Fundgruben für veraltete oder spezifisch Bremische Ausdrücke, für volkläufige Redensarten und Sprichwörter. Mit Recht verschmäht es Droste auch nicht, zur Charakterisierung einzelner Gestalten diese ein unverfälschtes Bremer Missingsch reden zu lassen; um so wirkungsvoller hebt sich davon dann die saubere plattdeutsche Umgebung ab.

Gorch Fock, der Frühgeschiedene, hat in diesen Blättern noch freudig Drostes erstes Buch begrüßt und dabei ausgesprochen, was jedem Leser auf die Zunge tritt: „Als Blinder schreibt er seine Bücher. Und nun das Wunderbare: es ist nicht die Welt des Blinden, die er sieht: es ist unsere Welt! Und in keinem seiner bisher erschienenen drei Bücher findet sich die leiseste Andeutung, daß es ein Blinder gewesen ist, der da geschrieben hat!“ Diese innere Energie, mit der Droste sein Unglück niedergekämpft hat, die ihm die Kraft gibt, das einst wirklich Geschaute aus dem Gedächtnis heraus von neuem mit unerhörter Bildlichkeit wiederzugeben, macht uns neben dem Schriftsteller auch den Menschen Droste liebenswert.

In den „Quickborn-Büchern“ erscheint zu Drostes Geburtstag eine Auswahl von Drostes kleinen Schriften. Hoffen wir, daß sie einen größeren Kreis für den Menschen und Dichter Droste erwärmt und wirbt!

Johann Hinrich Fehrs.

Rede, gehalten am Grabe des Dichters den 20. August 1916,
von Pastor Chr. Boeck.

Ein Großer unter uns Menschen ist dahingegangen. Die alte stolze Eiche, die noch so frisch grünte, ist plötzlich, wie von einem Blitz getroffen, dahingesunken. In dem Augenblick fühlen wir ganz unmittelbar die Größe, die im Fall zusammengebrochen ist: mit Schauer und Ehrfurcht stehen wir davor. Gleichzeitig sehen wir die Lücke, die da gerissen ist und spüren das Unerseßliche des Verlustes der uns betroffen hat. Aber wir wollen nicht klagen und zagen, wir wollen unseren Blick hinwenden auf das Bleibende und das Lebendige. Und wenn wir so das Wesen und das Wirken des Entschlafenen vor die Seele stellen, dann dürfen wir wohl ein einfaches, schlichtes Bild, so wie er sie liebte und wie er sie auch wohl ähnlich selbst gemacht hat, auf ihn anwenden, das Bild des Psalmisten: „Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das gerät wohl.“ (Ps. 1, 3.) Im Kreise seiner nächsten Angehörigen hat man dies Wort auf ihn bezogen, und wir schließen uns herzlich an im Rückblick auf dies reiche und reichmachende Leben.

Dies Leben und seinen Inhalt kannten wir, und so wollen wir es denn in dieser Stunde zum freudigen Ausdruck bringen: er war unser. Das können im tiefsten Sinne ja die sagen, die ihm die Nächsten waren. Wir haben mit ihnen in dem stillen Dichterhause am Sarge gestanden und mit ihnen gefühlt und es geahnt, was sie verloren haben. Auch ein Fernerstehender kann es sich denken, was dieser Mann den Seinen gewesen ist. Aber es sind viele, denen er angehört hat. Ich denke an die Töchter dieser Stadt, die durch seine und seiner Gattin Schule gegangen sind. Er war ein Erzieher von Gottes Gnaden; er hat auch die Kunst verstanden, lebendige Menschencharaktere zu bilden. Die von seinen Schülerinnen, die ihn verstanden haben, werden es als einen Lebensgewinn betrachten, daß er ihr Lehrer gewesen ist, und oft und spät noch haben sie ihm ihre Verehrung gezeigt. Er war unser, das kann auch die Stadt Izhoe sagen. Hier hat er seine Mannesjahre durchgelebt, hier hat er gekämpft, gearbeitet, gesorgt und geschaffen. Izhoe ist zum Teil der Schauplatz seiner ersten Dichtungen. Er ist dieser Stadt treu geblieben, er hat etwas von ihr gehalten und hat sie lieb gehabt. Und die Stadt hat, ihm und sich zur Ehre, öffentlich und ehrenvoll sich zu ihm bekannt. Er war unser, das dürfen wir alle sagen, die wir ihn gekannt und geliebt, die wir seine Werke gelesen und in uns aufgenommen haben. Er ist ja der Dichter unseres hollsteinischen Landes und unseres hollsteinischen Volkes. Es gibt viele Jenbecks ringsum, hin und her. Und die Kinder Jenbecks, wohin sie immer der Weg geführt hat, sie lieben ihn dankbaren Herzens, der ihre Heimat ihnen im Wunderbilde der Dichtkunst darge stellt hat.

Aber darüber hinaus: wie vieler Menschen Herz hat er gerührt, wie vielen Sinn und Gemüt erhöht! Freilich, von ihm gilt auch das Wort, das sein Meister Goethe einst einem Größeren nachgerufen hat:

Was dem Mann das Leben

Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Sein Stern ist noch im Steigen. Aber eine große Gemeinde kennt ihn doch, liebt und verehrt ihn, und so dürfen wir das stolze Wort sagen: er war unser!

Aber was ist es nun, was wir im besonderen an ihm hatten? Wenn ich es sage, so handle ich vielleicht dem schlichten Sinn des Entschlafenen zuwider. Aber ich kann es doch nicht lassen; was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Er war bei aller Beschränkung und allen Fehlern, die mit der menschlichen Individualität und Natur verbunden sind, ein großer Mensch. Wir sahen in ihm das Schauspiel großen, reinen Menschentums. Er war ein großer Dichter und ein großer Mensch. Er war ein großer Dichter, weil er ein großer Mensch war, und dies letztere ist wahrlich das Höhere und Größere.

Und warum war er ein großer Mensch? Weil er demütig war. Ja, dieser stolze, selbstbewußte Mann war von Herzen demütig. Er wußte, was er war und was seine Werke wert waren. Er hatte sogar ein ganz merkwürdig klares Urteil über den Wert seiner einzelnen Dichtungen. In früheren Jahren, als die Sonne der Anerkennung und des Ruhmes, die seinen Lebensabend so schön vergoldet hat, ihm noch nicht ausgegangen war, da sagte er wohl schon, daß er gar nicht bange darum sei, seine Stunde werde früher oder später doch einmal kommen. Aber er sagte das ohne irgend welche Ueberhebung. Immer wieder betonte er, daß er sich wahre künstlerische und dichterische Kraft ohne Demut gar nicht denken könne. Der Künstler muß demütig sein. Denn die Gabe, die in ihm wirkt, hat er sich nicht selbst gegeben, sie ist ihm ohne sein Verdienst geschenkt, und dies Bewußtsein muß demütig machen. So hat er, unser Entschlafener, das Kleinod mit reiner Hand empfangen, und rein und lauter hat er es bewahrt und getragen: er war ein demütiger Mensch.

Und er war ein großer Mensch, weil er die Ehrfurcht kannte. Er stand ehrfürchtig vor der ewigen Macht, die über uns waltet. Das Ganze der Welt ließ er auf sich wirken und ehrfürchtig beugte er sich vor seinem Gott, an dem er mit starkem, männlichem Glauben gehangen hat. Freilich kannte er auch die Rätsel der Welt und des Lebens, er hat sie stark empfunden und schwer mit ihnen gerungen. Er sah nicht über sie hinweg, auch glaubte er sie nicht voreilig lösen zu können, vor allem nicht in verneinendem Sinne. Er nahm sie hin aus Gottes Hand als etwas, an dem wir zu tragen haben. Ehrfürchtig schaute er in die Natur und ins Leben. Aus dieser Ehrfurcht entquoll ihm die Liebe. Wir wissen aus seinen Werken, wie reich diese Menschenliebe in ihm war, wie er durch sie auch in den verschrobensten Seelen das Gute zu schauen und

unter dem Schlamm noch das Goldkorn zu entdecken vermochte. Er war ehrfürchtig, und darum sprachen Welt, Natur und Leben zu ihm, und vermochte er anderen ihre Sprache zu künden.

Und schließlich war er groß, weil er sich verpflichtet fühlte. Von Natur reich angelegt, was hat er aus sich gemacht! Wir wissen, daß es seine Kunstweise war, an jedem seiner Werke bis ins Kleinste zu feilen und nichts irgendwie unfertig ausgehen zu lassen. So hat er auch an sich selbst gearbeitet, bis zuletzt, bis ins Alter hinein, und aus seinem Wesen entwickelt, was irgend möglich war. Er lebte nur für die Sache, und gehorchte in seinem Wirken und Schaffen nur dem Befehl, das Gott in ihn gelegt hatte. Darum drängte er sich nicht vor, suchte nicht, was heute so viele tun, den Markt zu beherrschen, machte keine Reklame und ließ keine Reklame für sich machen. Nur was er mußte, das tat er. Und was hat er auf diese Weise erreicht! Klein ist der Raum, auf dem sich sein Wirken abspielte. Nicht weit von hier liegt der Ort, an dem seine Wiege stand; hier ist die Stätte, wo wir ihn zur letzten Ruhe betten. Aber wie ging es auf diesem Wege aus der Tiefe in die Höhe, aus der Enge in die Weite, aus dem plattdeutschen Sonderschrifttum hinein in die allgemeine deutsche Literatur! Man sagt ihm nach, daß er in seinen Werken verstanden hat, wie wenige, Charaktere lebendig und anschaulich darzustellen: so hat er seinen eigenen Charakter in steter Arbeit an sich selbst herausgearbeitet, abgeklärt und zur Anschauung gebracht. — Darum sage ich, ein schlichtes, einfaches Leben und doch voll selten geschauter menschlicher Größe.

Wahrlich, wir dürfen von ihm sagen: Er war wie ein Baum; — nein, er ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht. Er lebt, und seine Werke werden auch leben. Er lebt, auch in dem Sinne, daß das Unvergängliche und Ewige in seiner Persönlichkeit nicht untergehen wird. Was so geworden ist unter Gottes Segen, das wird Gott nicht wieder vernichten lassen, sondern irgendwo und irgendwie im Ganzen seiner Schöpfung aufbewahren. Er lebt und seine Werke leben. Er soll aber nicht umsonst für uns da sein. Der Segen, der von seinem Wesen und seinen Werken ausgeht, soll uns unverloren bleiben. Und so befehlen wir uns Gott, und befehlen Gott unser Land und unser Volk und in dieser schweren, ersten Zeit unser großes deutsches Vaterland.

Uns' Volkslied*).

Von Gustav Friedrich Meyer.

Das is wull seggt warn, wi Norddütschen singt ni gern un künnt ok ni god
sing'n, un wenn wi mal singt, denn singt wi hochdütsch un ni plattdütsch;
wi sülb'n, so ward seggt, hebbt uns Moberjprak so wenig op Reken, dat wi

*) Disse Red hett G. F. Meyer, Kiel, up den letzten Volksabend för den groten Krieg holt.

er links ligg'n lat, wenn wi mal herutsing'n wüllt, so as uns in Hart un Seel tomot is.

Moet wi uns dat segg'n lat'n, wi Norddütschen, un stillswiegen darto un uns ni musig maken? — Ne, segg ik, dat bruk wi ni! dat is af'n Wind voer de Blanddoer, de uns nix don kann!

Dat wi in'n Nord'n ni sing'n künn't, dat is man so'n Snicksnack. Ik will blots den een' Nam'n Johannes Brahms hersöken, wat en baren-tagen Hambörger un Dithmarscher weer un den' sin Melodien oewer de Eerjung'n ward, un denn schall noch een kam'n un segg'n, wi künn't ni sing'n!

Un den annern Snack, dat de norddütschen Burn un Börgers weniger singt as de middel- un süddütschen, dar's wull wat Wahr's an; oewer da's doch ni wahr, dat se blots denn mal singt, wenn se in en lustig Stunn tohop'n'sitt. Se singt ok bi er Arbeit in Hus un Schün, in Koppel un Wisch, de Gesell in de Warksted, de Knech bi't Plögen un Knicken, de Koeksch in de Koek un bi't Melken, de Mober mit er Kinner, all singt se, dat weet jeder, de bi uns op'n Dörpen born un tagen is.

Dewer wo is dat, singt se denn ok plattdütsch? Bist dat'n plattdütsch Volksleed, un is uns dat oewerkam'n vun olen Tied'n, so as wi dat vun de hochdütschen Volksleeder weet?

Dat ik so'n Frag don mutt, wiest al, dat sik dat för vel Lüd noch lang ni vun süß'n versteiht. Dat Plattdütsche is'n lang Lied so deger in't Trüchspill weß, un üm dat plattdütsche Leed hebbt de Norddütschen sik so wenig kümmert un quält, dat'n er dat eers noch lang segg'n mutt: Ja, gewiß is dat so, dar's plattdütsch sung'n war'n in't Volk, solang as man plattdütsch snackt warn is. —

De Nedderdütschen hebbt in olen Tieden al — ik will mal'n bet'n wied uthaln — eb'nso god vun de dütschen Helben sung'n as de Hochdütschen. Darum ward he geheeten Dietrich vun Bern, un et is de Dietrich, dar de Bur van singet, so steiht in en ol Halberstädter Handschrift schreben. De nedderdütsch Bur het sung'n al in olen Tieden, dat lest wi ok noch op anner Eteden; blots wobenni he jung'n het, dat weet wi ni, de olen Leeder sünd weg, sünd verlarnt.

Dewer wenn wi nu vun Volksleeder snackt, denn denkt wi ok gornit toers an de olen Heldenleeder, denn denkt wi an de Leeder, de in Dütschland vun't 14. Jahrhunnert an bet na't 17. Jahrhunnert hento un noch länger sung'n wörn, as en Naklang, so ward seggt, vun de Minne- un Meisterfängers.

Dat weer in de Tied, as de Handwarksgesellen, de Studenten un Suldaten in'n Lann rüm reifen, un wenn se sik denn in de Harburg oder süß worns drapen dön, denn süng'n se sik'n Stückchen, un vel vun de Leeder wörn bekennt oewer gans Dütschland, oewerall woern se in de Heimatsprak wieder jung'n: op'n Jahrmark un op de Scholen, vun Mannslüd un Frunslüd, vun de Burn bi er Arbeit, vun de Geselln un Meisters in de Warksted'n — un oewerall keem'n ok noch nie Leeder hento.

Herder weer dat, de för dit Slach Leeder den Namen Volksleed opbring'n dö, un Ludwig Uhland het uns toers wiest, wat denn eentlich en Volksleed is. He het ok al seggt, dat lang ni all de Leeder, de in't Volk sung'n ward, Volksleeder sünd. Dat weer dunntomaln al so un dat is hüt ok noch ni anners: Schundleeder un Gassenhauers mak'n sik breet as Semp un Sürn op den Burn sin Weetenkoppel. De Leeder sünd ni meent, de burn ok ni lang; se wörn vergeten un blots de god'n Leeder höll dat Volk faß. Darüm, wat dat dütsch Volk deep in'n Harten wert is, wat dat Volk denkt un föhlt in Trur un Freid, in Luß un Leed, in Lengen un Sorgen, dat seggt un singt uns de echt'n Volksleeder.

Un wobenni dot se dat? Allis wat dar an is un dar in, Inhalt un Sprak, Bu un Melodie, allns hört sodeger to't Volk, paßt so för allmann, dat'n segg'n mutt, een Mann, een Dichter kann dat so ni makt hebb'n, in't Volk süß'n is dat born un müssen nich mit eenmal, gans allebn, Inhalt un Melodie tosam, all beid! En Volksleed, wat ni sung'n warrn kann, is keen Volksleed, is halb'n Kram! So god paßt Inhalt un Melodie een to'n anner, dat de grötsten Künstler seggt hebbt, so kunn'n se dat ni namaken, op keen Wies!

Un darbi singt elke Volksstamm so, as he getacht is, de Holsteener anners as de Pommer un Mekelnbörger, un de Hannoveraner un Weisfalen hebbt wedder en annern Törn. All er Leeder oewer sünd kort un knapp, dar ward sik ni lang in de Börred opholn, in'n paar Säg ward uns vertellt, wat los is, un hört wi't sing'n, denn geit't uns an't Hart, de Stimmung is dar, dat is't! wi künn't uns dar ni gegen mehrn, wi fat uns an't Hart, wat is dat blots! —

Wat ik eb'n so kortweg oewer't Volksleed seggt heff, dat gelt nu vun't plattdütsche Leed so god as vun't hochdütsch, wenn ik ok een Deel hier gliks segg'n will: Geg'n de veln schönen hochdütschen Volksleeder kamt wi mit uns nedderdütschen Leeder ni op. Wi hebbt wull ok'n Reeg heel gode Leeder — dat warr ik noch wiesen — oewer eb'n so as de annern germanischen Volksstamm, de Hollänner, Friesen un Englänner, un ok de Dänen un Skandinavier, eb'n so wenig künn't ok wi Nedderdütschen uns mit de Hochdütschen meten in de grote Tall un de prächtigen Leeder. Dat mutt seggt warrn!

För uns Nedderdütschen het dat sin Grün. Dummals, as de velen hochdütschen Volksleeder sung'n wörn, in't 15. bet 17. Jahrhundert, güng dat al mit de middelnedderdütsch norddütsche Literatur bargdal, un ok vörher al nehm'n de Nedderdütschen sik gern de hochdütsche un hollandsche Literatur as Bispill. Dat kann' ok an de Volksleeder wies warrn. Wenn'n de plattdütschen Volksleeder ut de Tied les'n deit, so as Ludwig Uhland se ut de Handschriften rutsöcht het un as se in de gro't'n dütsch'n Leederböker schreib'n staht, so as bl Erk un Böhme, denn mutt'n sik fakentins segg'n: dat un dat Leed, dat is ut't Hochdütsche kam'n, ja! — Dummals, as dat Nedderdütsche noch'n Literaturprak meer, pliern de nedderdütschen Säng'er vel mehr na't Hochdütsche roewer as hüt, wo dat Plattdütsche en Nebensprak warr is. Hüt hebbt wi uns' Eegenart funn un wunn', un wi wiest dat stur un stolt ok in uns' plattdütschen Volksleeder.

Sung'n hebbt oewer de Nedderdütschen ok dotomalen, un se hebbt ok ni lümm'er un ni allns vun de Hochdütschen askek'n. Dat wiest uns de oln Leeder, so as se deelwies noch hüt un düssen Dag sung'n ward, so as dat schöne Leed: „Dar meeren twee Königskinner, de hadden enanner so leev“, wat to eers platt sung'n warr is, oder „Van Golde dree Rosen“ un „De Kukul op dem Lune satt“ un denn de Dithmarscher Volksleeder, so as „Dar is en Rad geraden to Gottorp up dem Schlate“ un dat Lögenleed „Ik will ju singen un will nich leegen, ik seeg dre braden Hühner fleegen“ —, „Störtebeker un Göbeke Michael“ un dat ole, god nedderdütsche Leed „Van Henneke Knecht“, de to Hus ni durn kunn un to See güng, den' dat dar oewer man wat mies gahn dö.

Dat weern man'n paar vun de nedderdütschen Leeder ut de Tied bet hen na't 17. Jahrhundert. As na her dat Nedderdütsche as Schriftsprak verswinn dö, do wör dat ni mehr foer de Mäch wert holn, de plattdütschen Leeder daltofschrieben, un ut't ganse 18. Jahrhundert is uns darüm man knapp een plattdütsch Volksleed bewahrt bleb'n. De norddütschen Buren oewer un Bürgerslud höln tru an er plattdütsch Sprak faß, un se hebbt ok er plattdütschen Leeder wieder sung'n, dar sünd wull ok noch nie Leeder hentokam'n, wenn ok nebenher en gans Reeg hochdütsche Volksleeder in Norddütschland bekannt wörn un sung'n warr sünd.

As in't 19. Jahrhundert na de Tied vun Jakob Grimm de gelehrten Lüdb mal wedder na't plattdütsch Leed henhörn dö'n, do wörn se wies, dat dar noch Leeder sung'n wörn, vun de se in er Böker noch sin Dag nix lesen harrn, un oewerall in Norddütschland wörn wedder plattdütsche Volksleeder sammelt un opschreb'n, so as vun Müllenhoff in Sleswig-Holsteen, vun Reifferscheid in Westfalen, vun Firmenich un wo se all heet. Un vun Klas Groth weet wi, dat he den richt'n Ton to vel vun sin schön'n Iyrtschen Gedich'n funn het na Rinner- un Volksleeder, so as he se in sin Jungstied in Dithmarschen hört harr. He het vun't plattdütsch Volksleed lehrt eb'nso as mal Herder un Goethe vun't hochdütsch Volksleed.

Un hüt, wo is't nu? Sünd dar ok hüt noch plattdütsch Volksleeder buten op'n Dörp'n un ward se noch sung'n?

Mi will dat mefst so vörkam'n, as wenn't mit de plattbütschen Leeder bald eb'nso is as mit de plattbütschen Märchen. As Müllenhoff 1845 de holsteenschen Sagen un Märchen un Leeder sammelt harr, do meen' vel Lüüd, nu harr he allns tohop'n'schrapt, wat noch in't Volk leb'n dö an ol Bertelln un Leeder. Un dat weer all ni wahr! Prof. Wisser het noch 50 bet 60 Jaer na her näher alleen in Dstholsteen oewer teinmal so vel plattbütsch Volksmärchen funn as Müllenhoff in gans Sleswig-Holsteen.

Mit de plattbütschen Leeder is dat ni vel anners. Wat in de Böker steiht, dat is lang ni allns. Dar mutt'n in't Land heringahn un'n bet'n niep henhöörn un ok mal nafragen, denn ward noch een grot Reeg plattbütsche Volkslieder voer'n Dag kam'n, voer alln bi de Rinner. De Volkslieder na de Rinnertied mutt'n al sök'n, se versteekt un verkrupt sik un kamt blots so denn un menn mal an't Lich: bi Zott un Zoel, bi Hochtied un Kinnelbeer, bi'n frisch'n Drunk un'n lusti'n Sprunk. Fröggt'n dar süß Daags mal na, denn grient de Lüüd meisttieds un wiest een' hen na'n enkeltn Mann: „De kennt dat noch, ja, de singt dat mal mit, den' moet Se mal frag'n, ik weet dat ni mehr!“ Dat hört sik denn an, as weer't bald ut mit de plattbütschen Volkslieder, as wenn se vun de niegen städtischen Gassenhauers un Vereenslieder bald dod un düsig macht wörn. Da's oewer ni wahr! Wer -- so as ik dat dan heff -- de oln Leeder sammelt un söcht, de kriggt'n anner Meen'n: De nieg'n Schundlieder verswinnt al na'n paar Jahr, denn kamt wul wedder frische; oewer de oln plattbütschen Leeder sitt fast un ward ni verget'n, se ward burn, solang as man noch plattbütsch snackt ward, se ward sung'n op'n Lann vun de Weeg an un doer't Leben bet an'n Dod, dat is hüt so un dat ward blieb'n, so lang dat noch'n plattbütsch Sprak geb'n deit.

De Mudder singt noch an de Weeg de oln schön'n plattbütschen Weegenlieder: „Slap, Kindken, slap“ un „Eija siso, wat russelt in dat Stoh“ un „Dei, Dei, Dei, de Dei de geiht entwei! Is dar denn keen Timmermann, de de Dei wedder maken kann? Dei, Dei, Dei, de Dei de geiht entwei!“ Wat en Musik to'n Drusel'n un Dröm'n is dat doch! De velen s—s de süßelt so lelen, un de velen i un ü un u de singt dartzwischen, as hörn' dat lieen rufen un roll'n vun de Weegengängels.

Un wenn de Rinner gröter ward, denn weet Moder ok anner Leeder to sing'n. Dat sangt an mit „Backe, backe, Köken, Händken sünd so süten, düsse Händken sünd so small, as en Koken wesen schall“ un „Bimmel bammel beier, de Köster mag keen Eier“ un geiht denn wieder mit „Anna Susanna, stah op un böt Für“, „Petersill un Suppenkrut waft in unsen Garn“, „Tuck, tuck, tuck, min Hühneken“ un „As ik so'n lütje Deern weer, do güng ik mal spazeern, all de Lüüd de frög'n mi: Wohen, du lütje Deern? Na'n Meiergarn, na'n Meiergarn, wo all de hübschen Blom'n stah, de rob'n Blom'n plück ik af, de blau'n lat ik stahn, de Junggeselln küß ik gern, de Din lat ik gahn!“

Un Vadder kann ok noch sing'n. He nimmt in de Schummern sin Jung op'n Schot un denn geiht dat los: „Ol Mann de wull ried'n“ un „Suck, suck, suck na Moehlen, Hannis op dat Foehlen“ un „de Herrn de ried'n Roß, de Junkers ried'n Boß, de Bur de ritt den Damm herlank: Kniller knaller, kniller knaller, tschunk, tschunk, tschunk!“ Dat hört sik an, as klebbuddern de Beer lank'n Weg, as russel dat Selntüg, as klöter de Wag'n, as klabatsch dar een mit'n Swep de Beer mank de Dhen!

Sünd de Rinner foer sik alleen, denn singt se vun de „Ruse ruse Muskat“, vun den „Kukuk in'n Heben“ un „Widdewiddewitt, min Mann is kam'n!“ un wenn se mit de Lantern gaht an'n Nasommerabend, denn geiht dat los: „Lampüster, Lampüster, but'n is dat düster“ un „Olsch mit Lüch, de de Lüüd bebrüch, de de Eier halt un se nich betahlt!“

Wen'n denn noch bedenkt, dat de Rinner ok bi er Speln un Daben to-meist plattbütsch snackt un singt, denn mutt'n doch segg'n: Solang as dat so blifft, sitt plattbütsch Sprak un Leed in't Volk fast un seker.

Na de Rinnertied, dat Jungvolk singt ok noch plattbütsch; oewer hier sünd al heel vel hochbütsche Volkslieder hentokam'n, op'n jed'n Fall kriggt'n de hochbütschen Leeder vel mehr to hörn, so as „Die Reise nach Jütland,

die fällt mir so schwer“, „Schah, mein Schah, reise nicht so weit von hier“, „Ein Fährdrich zog zum Kriege“, „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“, dar is rein dat Enn vun weg, wull tweedrüddel vun all de Volksleeder sünd hier hochbütsch, ok bi uns in Nordbütschland. De plattbütschen Volksleeder na de Kinnertied sünd to allermeist Leeder foer Mannslüd, dechtig un kräftig un lustig darto.

Dat giff't man heel wenig plattbütsche Volksleeder, de so as de veln hochbütsch'n Leevsleeder ok vun de Frunslüd un Jungdeerns gern mal sung'n ward. Dat is schad! Grad de paar Leeder, de wi dar noch vun hebbt, dat sünd uns schönsten un besten, so schön un so vull Stimmung sünd se, dat'n paar davun blots mit Klas Groth sin Leeder met'n ward'n künnt: „Dat du min Leevsten büst, dat du wull weest“, „Ik un min Lisbeth wüllt Sommerfeld gahn“, „Spinn, min leeve Dochter“, „Lütje Burdeern vun'n Dörpen“, un'n paar lustige kann'n ok noch mittelln: „Hänschen seet in'n Schofsteen“, „Wenn de Vott nu oewers en Lock het, min leeve Heinerich“, „Is dat nich en lütjen Düker, use Hans will Gretjen frien“, — un noch'n paar mehr.

Ok de Leeder will ik dar noch to reken, de sung'n ward, wenn dat Jungvolk sik na ol Landwies to en Fest tosamint: Bi't Bikenbrenn'n, to Kranz- un Urnbeer, to Facklabend, Ostern un bi de Bingsheesch, ümmer kamt dar besülwi'n Leeder wedder an'n Dag, un solang as noch de oln Sitt'n un Fests'n blieft, solang ward ok noch diss plattbütschen Volksleeder sung'n warnn. Wo dat Jungvolk tohopkümmt, dar geiht dat ahn danzen ni af, un to'n Danz mutt sung'n ward'n, dat is'n oln Bruk, un wenn mal'n nie'n Danz kam'n dö, denn dur dat ni lang, denn harr de Melodie en Text kreg'n, dat hör sik so. Darüm hebbt wi ok plattbütsche Danzleeder so vel, dat'n dat Enn ni astelln kann: „Wenn hier en Vott mit Bohnen steiht“, „Vott is dot“, „Gos op'e Del, Ganner darbi“, „Harr'k man'n Leevste, harr'k man een, harr'k man een mit scheeve Been“, — dat sünd blots'n gans paar ut de grot Tall. Dar geiht dat lustig her, bi't Danzen, dat ward'n ok in de Leeder wahr, un spietsch un spötsch sünd se ok: „Is de Bur nich'n Dusenbschelm, he will'n Danz vör'n Söpsling hebb'n? Seh, wat he hinkt, seh, wat he springt, seh, wat de Bur üm'n Söpsling dingt“, un wenn „Bedder Michel“ danzt, „dat geiht so swar, dat geiht so swar, as wenn een mit'n Blockwag'n fahr.“ De meisten plattbütsch'n Leeder oewer kamt an'n Dag, wenn mal de Mannslüd op'n Fest bet'n lustig ward un'n Lütt'n in'n Timpen kriegt, so as bi Hochtied un Kinnelbeer, bi Kemedie un Hopphei. Denn sitt se in'e Reeg achter'n Disch, un wenn de Snack to Enn is, denn haut een op'n Klaf un seggt: „Du, Klas, sing'n uns mal dat Mehlbüdelleed, man to!“ Un Klas sangt an: „Dar but'n in de Masch, dar steiht'n Hus“ un den Kehrim toles, den singt se alltofam mit. Un is een Leed to Enn, denn weet se all noch een: „De Bur leet sik'n Baltroch snien“, vun den „Schipperipper“, vun de „Biep Tobak“, vun „Bur un Pap“ un „Dar weer einmal en Hochtiedspsaß.“

Dar sünd Leeder mank, de geht an'n Disch rüm, jeder mutt'n Vers darto-geb'n, so as bi dat niege Leed vun'n „Herrn Pastorn sin Koh“ un den „jung'n un oln Mann, de op Frieg'n utging!“

De Leeder de hier sung'n ward, de blieft: dar sünd to vel de er sing'n hört, un een is ümmer dar, de er beholn kann, un vun Vadder op Soehn, vun de Ol'n op de Jung'n geht se ümmer wieder.

Ok Suldatenleeder ward wedder hersöch: „Min Vader heet Hans Bagelneft, meer Burvaqt in Bemelln“, un in Sleswig-Holsteen dat Suldatenleed vun 1848: „Schön is dat Suldatenleben, morgens slapt wi bet Klock soeben“, dat'n hüt ok al wedder in de holsteenschen Rajernen to hörn krieg'n kann.

De Suldaten, wul mit de trüsten Sänger, sangt wedder an, plattbütsche Leeder to sing'n, dat is'n god Teeken foer uns Plattbütsch'n! Ok de Studenten singt in de leh'n Jahr'n wedder mehr plattbütsch. Vun Kieler Studenten weet ik, dat dat ole plattbütsche Leed „Greten, kumm mal voer de Doer, kumm mal'n bet'n herut“, dar ümmer sung'n warn is, ok dat Leed vun den „Grossmidd“ un denn de plattbütschen Drinkleeder, so as „De

Kaiser Karolus, de harr en ol Beerb, dat meer en Schimmelstute“ un dat „Brüchmannsleed“: „Ik bün ol Vadder Brüchmann sin Soehn“.

Dar is vel klagt warn: dat plattdütsche Volksleed is up Wegs Enn, dar!s bald nix mehr vun na, dat Landvoolk weet keen Leeder mehr!

Wat ik hier eb'n vertellt heff, seeg dat barna ut? Ne, wahrhaftig nich! Dat plattdütsche Volksleed levt, dat is noch dar, dat harr sik blots verkrapen un verstecken un eers in de allerlezen Jahren, as de Lüüd in Norddütschland sik wedder mehr üm er plattdütsch Modersprak quäln dön, kreeg dat den Kopp wedder hoch: Ja, Lütj levt noch! Dat plattdütsche Volksleed het Hölp kregen, dat schall sik ni mehr verstecken, dat schall wedder sung'n ward'n: Dat kann'n al sehn, wenn'n blots mal in de Leederböker rinkiekt, de in de leg'n Jahren drückt warn sünd; dar kann'n wedder plattdütsche Leeder in sinn, nich blots in de Scholleederböker, ok in de Leederböker för jung' un ol Lüüd, un dat gifft ok al Leederböker, wo anners nix as blots plattdütsche Leeder in stah.

De Lüüd in Stadt un Land schüllt Lust kriegen, de plattdütschen Leeder to sing'n, mehr as betherto; se schüllt dat mark'n, Plattdütsch gelt wedder mehr as tovdörn al mal, mit vullen Hart'n un mit nie Leev schüllt se wedder sing'n lehrn: „Min Modersprak, wat klingst du schön, wat büst du mi vertrut!“

Un ok dar sünd wi al mit op'n Weg: In de Schol'n singt de Lehrers wedder plattdütsche Leeder — vör'n Jahrer 10, 20 harrn se dat man knapp wagt, — un de Wandervagels un Jugendvereine singt op er Fahrten plattdütsch so god as hochdütsch, un de Bur hört dat un dat steilt em den Mot; se singt ok de oln Volksdanz, uns Jungvoolk ut de Stadt, un se danzt darto, dat de jung'n Lüüd op'n Lann dat in de Been kribbelt, wenn se dat seht, un Luff kriegt, ünner noch mal op de ole Wies een' astopedd'n.

Un denn de plattdütschen Vereens! So as de Sleswig-Holsteener, de en billig plattdütsch Leederbok rutgeb'n hebbt, „Nu lat uns singen“ heet dat, 30 000 Böker sünd in een Jahr darvun verköfft, — un den Hamborger „Quickborn“ ni to vergeten; he will ok, dat wi all mit helpt, dat plattdütsche Volksleed wedder to Ehren to bringen. De Städter moet helpen! Dat mutt warn as tovdörn, wo op all de Straten, in all de Harbarg'n, in Dörp un Stadt, op'n Mark un op Koppel un Wisch, vun all Lüüd de Volksleeder sung'n wörn. Mit eenmal keem so'n Melodie op un gieng dwass un dweer doer Dütschland. So'n Kraff müß dat plattdütsche Volksleed bewiesen, ja, dat meer wat! Un wenn dar denn'n paar vun Klas Groth un John Brinckman sin Leeder mit twischen kam'n dön — „Lat mi gahn, min Mober slöppt,“ „Min Anna is en Nos so rot“ ward je hüt al sung'n — dat wör denn ok ni schad'n, dat weer noch beter.

Dat dat so kümmt, darto lat uns helpen alltofam, elkeen de wat oewer het foer plattdütsch, norddütsch Sprak un Ort!

Plattdeutsch im deutschen Meer.

VI.

„Gammel“ hört man auch bei uns Mecklenburgern und Hamburgern für etwas Altes, Schlechtes, Stinkendes z. B. schlecht gewordenes Fleisch. (Das ist ja auch in Hamburg üblich.) „Lefsi“ kannte ich in Hamburg seit meiner Jugend. („De hett jo'n orndlichen Lefsi!“)

Zu den Dkelnamen: „Hein Gummi“ hieß in der Garnison ein Leutnant, der ein Gummibein hatte.

Leberwurst in Dosen wird bei uns „Cementwuzzi“ genannt, wohl wegen ihres cementgrauen Aussehens. Dörrgemüsejuppe heißt „Drohtverhau“.

W. Schroot (im Felde).

„Epi“ ist, soviel ich weiß, auf dem Marsch durch Belgien aufgefunden, wo man diesen „Epi“ in der Epicerie kaufte. Max Pulvermacher (im Felde). „Epi“. Ungeregt durch das Studium des Artikels „Plattdeutsch

im deutschen Heere“ glaube ich eine Erklärung geben zu können zu dem im fünften Absätze auf Seite 136 der Mitteilungen (9. Jhg.) aufgeführten Ausdruck Epi, den Herr Dr. Hoge bespricht. Mein Truppenteil setzt sich aus Hannoveranern und Braunschweigern (— neben anderen —) zusammen, denen der Ausdruck „Epi“ für „Armeelikör“ bekannt ja z. T. recht geläufig ist. Schon während der Friedenszeit bot man in Braunschweiger Landen einem Gaite „n lüttjen Epi“ an. „Epi“ — E kurz gesprochen — also besser „Eppi“ dürfte sich herleiten vom Familiennamen Eppers, den ein bekannter Hannoverischer Brennerreiber trägt, der auch in Braunschweig ein großes Zweiggeschäft besitzt. Bekanntlich wird eine Schnapsorte oftmals nach dem Herkunftsorte (z. B. Nordhäuser, Steinhäger) oder nach dem Hersteller (z. B. Gilka, Doornkat, Boonekamp) benannt. So ist auch vermutlich Epi (Eppi) weiter nichts als die durch Umlaut und Abkürzung veränderte Form für Epperschen, Eppers' Kornbranntwein. Diese Erklärung des Wortes erscheint mir ungezwungener und wahrscheinlicher als die aus Epinal hergeleitete. — D. Kiecker (im Felde).

Wenn die Revolverkanonen schießen, heißt es: „Joffre haut op'n Wulketel!“ Die Mücken, die uns den ganzen Sommer über plagen, summen: „Du bist min Frunn'n, ick will di woll sinn—n—n“. Daß die Maschinengewehre Mehmaſchin genannt werden, ist ja bekannt. Carl Bremer (im Felde). „Hein Fienbrod“ ist mir schon aus Friedenszeiten bekannt als scherzhafte Bezeichnung für einen äußerlich „saubern“ Menschen, in dem aber kein Murr steckt. — Wenn jemand verliert, im Skat oder im Kriege, dann ward he überfohrt. Wer von Läuſen besonders stark gequält wird, ist ein Lusangel. Maschinengewehr = Ketelkopper. Frij Specht (im Felde).

Rundschau

Johann Hinrich Fehrs †. Am 17. August verschied in Ikehoe, der Stätte seiner langjährigen Wirkſamkeit, der Altmeister der plattdeutschen Dichtung Johann Hinrich Fehrs in seinem 78. Lebensjahre. Der Dichter, der bis in seine letzten Tage noch sehr rüstig war, hat den schönen plößlichen Tod gefunden, den er sich immer gewünscht hatte. Am Mittwoch, den 16. August traf ihn abends gegen 7^{1/2} Uhr ein schwerer Gehirnschlag, der ihn völlig lähmte, und ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, ist er am nächsten Nachmittage sanft hinüber geschlummert. Als er starb, waren seine Kinder um ihn versammelt. Pastor Chr. Boeck, der dem Verstorbenen immer nahe stand und ihn genau kannte, hielt dem Freunde am Sonntag, den 20. August eine tief empfundene Gedächtnisrede, die an anderer Stelle dieses Heftes im Wortlaut wiedergegeben ist.

Fehrs und die Quickborn-Arbeit. Fehrs stand dem Hamburger Quickborn besonders nahe — er war (seit Februar 1907) das erste Ehrenmitglied unserer Vereinigung — und verfolgte die Quickborn-Arbeit mit regem Interesse. In Wort und Schrift hat er der für die Erhaltung und Schätzung der niederdeutschen Sprache und Dichtung bedeutsamen Arbeit Anerkennung gezollt. Aus seinen Aufschriften sei in diesem Zusammenhange folgendes wiedergegeben. Als einmal (vor Bewilligung der Staatsunterstützung) arge Geldverlegenheit die Quickborn-Arbeit bedrohte, schrieb Fehrs: „Viele Vereine sind nicht wert, daß sie existieren, man täte gut, sie einfach eingehen zu lassen, weils lediglich Vergnügungs-Gesellschaften sind, aber um den Quickborn, der auf dem plattdeutschen Gebiet redlich und tüchtig arbeitet — auch mit Erfolg, so jung er ist! — sollte es mir leid tun, wenn die Verlegenheit anhielte. Hoffentlich gelingt es dem Vorſtande, dem Verein Freunde zu gewinnen, die für das schöne Beginnen Geldopfer bringen können und wollen.“

Mehrere Jahre später schrieb Fehrs: „An ihrem Quickborn-Heft habe ich jedesmal eine Freude, man siehts dem Dinge an, daß bei ihnen in fruchtbarer Weise und ernst gearbeitet wird. Hätten doch viele — „alle“ mag' ich gar nicht zu sagen! — Vereine ein solch echtes, warmes Interesse für unsere Sache.“

Und daß diese gute Meinung anhielt, beweist eine noch spätere Briefstelle: „Sie wissen, daß ich namentlich Ihrem Verein das beste Gedeihen wünsche, ist er doch unter allen derjenige, der die größten Opfer bringt und am ernsthaftesten arbeitet.“

Vor nunmehr neun Jahren hielt der damals Siebenzigjährige dem Quickborn-Kreis eine allen Teilnehmern unvergessliche Vorlesung aus seinen Werken, und zu mancher größeren Veranstaltung der Vereinigung Quickborn fuhr der bis in die letzten Jahre rüstige Dichter nach Hamburg. Fehrs beteiligte sich auch als Mitarbeiter an den „Mitteilungen aus dem Quickborn“; aus seiner Feder stammen folgende Beiträge: „En lütt Kapittel aewer unſ' ol Modersprak un er Kinner“ (I, 3, S. 61 ff u. I, 4, S. 88 ff) und „Joachim Mähl“ (III, 1, S. 13 ff). Fehrs Wirken ist im Quickborn wiederholt gewürdigt worden. Vorträge über Fehrs hielten Erwin Boehden im Jahre 1904, Professor Hermann Krumm 1908 (Fehrs 70. Geburtstag), Gorch Fock auf dem Fehrs-Volksabend im April 1913 und Jacob Bödewadt 1913. Häufig fanden auch Vorlesungen aus Fehrs Werken statt. In den Mitteilungen aus dem Quickborn erschienen folgende Aufsätze über Fehrs: „Johann Hinrich Fehrs“ von Erwin Boehden (I, 3), „Die Bedeutung des Dichters Fehrs“ von Chr. Voeck (I, 3). Und im zweiten Fehrshefte (VI, 3) würdigte Jacob Bödewadt „Johann Hinrich Fehrs als Voller der des Dorfromans.“ Das erste Quickborn-Buch erschien kurz vor Fehrs 75. Geburtstag als Auswahl- und Werbeband für den Dichter unter dem Titel „Holstenart.“ — Seit seiner Begründung hat der Quickborn — lange vor „Maren“ — unermüdet auf die Bedeutung des erst spät zu allgemeiner Geltung gekommenen Dichters hingewiesen, und Fehrs hat es ihm durch Treue bis zum Grabe vergolten. D. St.

Zur „deutschen Einseitigkeit“. In der „Neuen Hamburger Zeitung“ schrieb Hans Oßig über Fehrs' „Maren“: Wäre der Roman von einem Norweger oder einem Franzosen, wieviel literarische Federn hätte er an weithin sichtbaren Stellen in Bewegung gesetzt! So ist er nur von einem Schleswig-Holsteiner und im holsteinischen Blatt geschrieben, und deshalb fehlt der europäische Widerhall.

Gorch Focks Grab. Am 23. August kam vom Reichsmarineamt die Nachricht, daß Gorch Focks Leiche ans Land gespült sei. Im Einverständnis mit den Angehörigen des Dichters wandten sich Mitglieder des Verwaltungsrats der Vereinigung Quickborn an den Senat mit der Bitte, den Sängern des deutschen Meeres und der Hamburger Seefahrt nach Hamburg überführen zu lassen und ihm ein Ehrengrab auf dem Ohlsdorfer Friedhof zu bewilligen. Der Senat stellte sich wohlwollend zu diesen Vorschlägen und dem Gesuch wurde entsprochen. Inzwischen traf die Nachricht ein, daß die See Gorch Fock nicht an deutschen Strand gespült habe, sondern auf die kleine Insel Stensholmen, deren Lage nicht einmal das schwedische Konsulat kennt, die aber nicht weit von Göteborg zu suchen ist. Schon am 2. Juli wurde er hier mit militärischen Ehren beſtattet. Der letzte Zweifel an der Wahrheit der Todesnachricht, der sich immer wieder regte, ist für immer beseitigt. Der Zeitpunkt der Überführung aber ist leider vorläufig ins Ungewisse verschoben.

Drofes Humor. Georg Droste kann „sich selbst zum Besten haben“ — ein Beweis, daß er zu den Besten gehört und daß sein Humor echt ist. Droste schreibt seine Dichtungen und seine Briefe ausschließlich auf der Blindenschriftmaschine, wobei es wohl mal vorkommt, daß er dieselbe Seite zwei Mal beschriftet. Aber auch das Schreiben mit Federhalter und Feder hat er nicht ganz verlernt. Er bewies das noch kürzlich, als seine Unterschrift im Quickbornbuch „Eulohr un anner Bertellſels“ veröffentlicht werden sollte. Aber daß es doch immerhin eines gewissen Anlaufes zu der Handlung bedurfte, zeigt dieser Brief: „Mien leebe Paul Wriede! Dat ward doch jümmier duller! Du schall ick op mien olen Dag ok noch dat Schrieben lehren! Denn helpt dat nich, denn mutt Großmudder wedder her von'n Heerdendoorskarkhoff. De förhrde mi damals de Hand un lachde sück denn'n Vierendreier un ja: „Uhlen un Kreithalken-Stacken, de kann Georg Droste maken.“ Aber dat helpt jo allens nich. De Jungens kloppt all de Naberſchup af, halt Blackpott un Föllern an de Borg un denn geiht de Rummel los: Dann wird in der Luifenstraße der Belagerungs Zustand ausgeblasen un denn heißt das: Rut, rut! Vader will sienem Nam schrieben!“

Krieg und Heimatdichtung. Im „Fürmer“ schreibt Karl Stork (18. Jahrg. 24. Heft S. 826 ff.): Ich erhoffe von dem langen und innigen Verwachsen der deutschen Volksstämme bei der gleichen, den ganzen Menschen heischenden Tätigkeit, wie es dieser Krieg gebracht, eine sehr segensreiche Wirkung für das Verhältnis der verschiedenen deutschen Stämme untereinander. Und zwar hoffe ich, daß dieses wechselseitige Sichkennen- und -verstehenlernen der Nieder- und Oberdeutschen nicht zu einer charakterlosen Verschmelzung führen wird, sondern zu einer hohen Schätzung der Eigenart bei sich und anderen. Einem jeden, der noch Sinn für ursprüngliche Art, für die Natur im Menschen hat, muß klar sein, daß wir eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung unseres ganzen deutschen Lebens noch gar nicht ausgenutzt haben, ja, daß wir vielfach daran arbeiteten, sie zu verschütten. Wie hat man, als die Bewegung der „Heimatkunst“ einsetzte, sie dahin verkehrt, daß sie zur Enge führte. Seltamerweise wurde der Großstadtliteratur, die doch viel enger ist, schon weil sie von der im kleinsten Auschnitt unendlichen Natur entfernt ist, dieser Vorwurf nicht gemacht. Jetzt wird dieses enge Beieinander der verschiedenstammlichen deutschen Volksgenossen ihnen offenbart haben, daß gerade die Sonderart bereichert, weil ja doch genug des gemeinsamen deutschen Untergrundes vorhanden ist, um sie alle zusammenzuhalten und einem jeden die Möglichkeit zu geben, den andern noch in seinem Eigensten zu verstehen.

Für unsere Literatur muß dadurch vor allem die Stellung des Niederdeutschen beeinflusst werden. Die oberdeutsche Art hat sich ja leichter in die Schriftsprache hineinretten können. Die Niederdeutsche ist schon dadurch seit Jahrhunderten zu kurz gekommen, daß der niederdeutsche Schriftsteller die hochdeutsche Sprache fast als Fremdsprache erlernen mußte und seine Schriftsprache immer als erworbenes, ihm nicht von Natur zugewachsenes Kunstzeugnis fühlte. Darum fiel es den niederdeutschen Dichtern auch viel schwerer, sprachliche Elemente ihrer Mundart der Schriftsprache zuzuführen, als den oberdeutschen. Ein Vergleich zwischen Storm und Keller ist da sehr lehrreich. — — —

Wir haben uns zu viel um den Besitz des geistigen Schaffens der Fremden gemüht; bringen wir nun etwas guten Willen auf, das kleine Hindernis zu überwinden, das die niederdeutsche Sprache uns Andersstämmigen bietet. Der Lohn ist reich, und niemals wird uns hier die Reue drohen, daß wir uns um Fremde bemüht, die nichts von uns wissen und uns nicht verstehen wollen.

Plattdeutsch in Kriegszeit. Die „Pommersche Tagespost“ (Stettin) macht in ihrer Ausgabe vom 12. Oktober folgende beachtenswerte Ausführungen: Je länger der Krieg dauert, desto mehr läßt sich beobachten, wie die plattdeutsche Sprache überall an Boden gewinnt. Die Eigenart der Stadt Greifswald als Universitäts- und Beamtenstadt, in der die Industrie nicht stark vertreten ist, macht es verständlich, daß durch den Zufluß von Lehrern, Beamten, Studenten aus allen Gauen Deutschlands die einheimische Volkssprache zurückgedrängt wurde und gegen die hochdeutsche (oder besser schriftdeutsche) Sprache in den Schatten trat. Im Schoß der Familien, in Ladengeschäften und erst recht in den Gastwirtschaften hört man fast ausschließlich Plattdeutsch, es kommt dies sogar den Damen, die sonst nicht dafür zu haben waren, als die selbstverständlichste Sache vor. Was man im Vorübergehen von der Straßenunterhaltung aufschnappt, ist durchweg Plattdeutsch und zuweilen sieht man sich erstaunt nach den vornehmen Damen um, die sich ihrer Muttersprache wieder bedienen. Zuweilen klingt es fremdartig, wie angelernt; namentlich viele Landstürmer des Eriags-Bataillons haben die trauliche Sprache als neuen Erwerb aus dem Felde heimgebracht. Bisher waren die Landbewohner, die Seeleute und die einfachen Leute der Städte die Vertreter der Heimatsprache, während die Städter sich gern des als vornehmer geltenden Schriftdeutsch bedienen — und manchmal wie! Der Plattdeutsche macht keine Fehler beim Sprechen, das ist ein Vorzug, den der weniger Gebildete auf seinen ganzen Wert hin einschätzen sollte.

Über das Recht der kleinen deutschen Staaten schreibt Dr. Kolbelen in der „Braunschweigischen Heimat“ (1916 Heft 3): Das Militärwesen, der

Verkehr, der Handel, sowie das Recht müssen als Reichs Sache gleichmäßig gestaltet sein. Dagegen die Bildung und die Kunst, das bürgerliche Leben in Stadt und Gemeinde, die religiösen Verhältnisse und vieles andere sind Sache der Einzelstaaten. Der Schutz der Stammeseigenart in der Dichtung, in der Malerei, im Bauwesen, in der sprachlichen Eigentümlichkeit, in der völkischen Eigenart, wie dieses alles durch die Heimatschutzbewegung erstrebt wird, muß stets gefördert werden. Und wie unsere Soldaten da draußen im Felde sich in erster Linie als Braunschweiger, Sachsen, Bayern, Brandenburger usw. fühlen und für diese Heimat, die sie aus unmittelbarer Anschauung kennen, tapfer auf dem Felde der Ehre kämpfen bis zum Tode, so geben unsere deutschen Fürsten in diesen Tagen daheim und draußen am Feinde ein unübertreffbares Vorbild und Beispiel. Und wenn der Krieg mit seinen erregenden Ereignissen im Augenblicke zwar den Gedanken des Einheitsstaates zu fördern scheint, auf den Krieg folgt der Friede wie der junge Tag auf die lange Nacht, und mit dem Frieden werden die Heimatschutzgedanken die durch den Krieg abgerissenen Fäden zu neuer Stärke und Festigkeit entwickeln.

Niederdeutsche Signalbeutungen. (Vgl. IX, 4). In Kiel (vielleicht auch noch anderswo in Norddeutschland) wurde der Zapfenstreich so gedeutet:

Wo komt denn all de Kaschuben her?

Ut Memel, Danzig un Königsberg.

Trara, trara, trara!

Hermann Meyer.

Plattdeutsche Kriegsinchriften. (Vgl. 9. Jhg. S. 62). Unter vielen Unterstandsinchriften habe ich leider nur eine plattdeutsche gefunden: Villa Mienstien.
Carl Bremer.

Als ich noch Schützengrabenkrieg machte, fand ich in einem vorher von Mecklenburgern besetzten Graben mehrere sauber gemalte Schilder mit plattdeutschen Inchriften. Ich erinnere mich folgender:

Holl wiß, wat du heßt,

Un nehm, wat du kriegen kannst.

Alle acht Dag ne Dracht Släg, secht Franzmann,

Dor gewöhnt man sick an.

Friß Specht.

Plattdeutsche Wageninschriften (Vgl. 8. Jahrg. S. 157, 9. Jahrg. S. 25) teilt J. V. Gemarker in seinem Buche „Feldgrau 1914—1916“ (Elberfeld 1916, Verlag von A. Martini u. Grüttgen), auf das wir im nächsten Heft zurückkommen, mit: Lopen föllen se te Hopen bis Paris on Petersborg — Jong! Wenn de wof, dann komm geschwend! Jong! Wenn de wof, dann komm! — Racker = di = plang! Racker = di = plang! Wie sind vör Witten on Schwatten nit bang! — Russen on Kosaken, die kriegen vie bold te packen! — Wä noch erklären well den Kreeg, dä mott sek tau'n, dann kritt hä Schleg! — Wie'n Donnerkiel weffe un dren schlonn, Dann föllense wall alle lopen gonnt! — Waar Franzuas, du kriß geschwatt, bis dek dat för emmer batt. — Dat Böllmul öwer dem Kanal, dat wiart gestoppt! Wat meenß du, Kaal! — Jez kommen vie, die Artillerie! Dann gonnt se lopen wie noch nie! — Uße Kenger föllen et besser hann!

Blämisches und Plattdeutsch. Die Landwirtschaftskammer im Großherzogtum Oldenburg beabsichtigt aus den besetzten belgischen Gebieten vlämische Landarbeiter und Dienstboten in das Herzogtum zu ziehen. In der diesbezüglichen Ankündigung heißt es u. a.: Schwierigkeiten hinsichtlich der Sprache dürften kaum bestehen, da, wie die Erfahrung mit den vlämischen Kriegsgefangenen gezeigt hat, eine Verständigung mit den Vlāmen auf plattdeutsch leicht möglich ist.

Vlāmische Vorlesungen. Professor Dr. Adam Wrede hat sich als Privatdozent für deutsche Sprach- und Kulturgeschichte an der Handelshochschule zu Köln niedergelassen. Seine Antrittsvorlesung lautete: „Die kulturhistorischen Beziehungen Kölns zu Blandern und Brabant.“ Im Sommer 1916 las er: „Blandern und Brabant in der europäischen Kulturgeschichte.“ Für den Winter ist in Aussicht genommen: „Vlāmisches Geistesleben in alter und neuer Zeit.“ — Auch bei seinen späteren Vorlesungen gedenkt Prof. Wrede die niederdeutsche Sprache, Literatur und Kultur zu berücksichtigen.

Friz Reuters „Dörchlüchtig“ in vlämischer Uebersetzung ist ein trefflicher Gedanke der in Antwerpen erscheinenden vlämischen Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws“ und geeignet die nahe Verwandtschaft der vlämischen Sprache mit unserem Plattdeutsch zu zeigen. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß seit dem Erscheinen von „Dörchlüchtig“ gerade 50 Jahre verlossen sind.

Ein altvlämischer Schlachtgesang. Der um die quellenmäßige Geschichte unseres kirchlichen Volksliedes hochverdiente Pfarrer Wilhelm Bäumker bringt in einem weniger bekannten Schriftchen „Zur Geschichte der Tonkunst“ (Freiburg, Herder. 1881) einen alten vlämischen Schlachtgesang zum Abdruck. Das Lied hat sich nach Angabe Bäumkers unter dem Namen Heidenlied durch mündliche Ueberlieferung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Gent erhalten. Die Melodie, die er in der Anmerkung in Ziffernoten beifügt, trägt den Charakter der dorischen Kirchentonalart. Er nimmt an, daß dem Liede ein altheidnischer Schlachtgesang zugrunde liegt, eine Vermutung, die namentlich in der Erwähnung von Hammer und Wodan in der zweiten Strophe begründet erscheint. Die naive Nebeneinanderstellung von Gott und Wodan läßt jedenfalls darauf schließen, daß der Schlachtgesang nicht allzulange nach der Einführung des Christentums entstanden oder abgeändert worden ist.

O vyand, wat valsch hebt gy in uw gedacht!
O vliet, weet gy niet, de leuw is obgewakd!
Hy brieschemt en verscheurt,
Zyn kuyl word nu uw graf,
En't walsche vlees is voor de vlaemsche raef.

O vyand, hoe stout, gy tracht wel naer der slag;
Maer hebt acht, naer der naght komt onzen goeden dag.
Uit vlaenderen komt gy niet,
Den hammer sal u slaen;
Met vlaenderns mannen is god en wodan.

O Feinde, wie falsch habt ihr bei euch gedacht!
O flieht, wißt ihr nicht, der Löw' ist aufgewacht!
Er brüllt und er zerreißt,
Seine Höhle wird nun euer Grab,
Und das wälsche Fleisch ist für den vläm'schen Raub'.

O, Feinde, wie stolz, ihr trachtet wohl nach der Schlacht;
Noch habt acht, nach der Nacht kommt unser guter Tag.
Aus Blandern kommt ihr nicht,
Der Hammer soll euch schlagen.
Mit Blanderns Mannen ist Gott und Wodan.

Zur Verulamung der Genter Hochschule. Zwei große vlämische Akademiker-Verbände, Hoogeschoolbond und Katholieke Ord Hoog-Studenten-Verbond, erließen Aufrufe zugunsten der Verulamung der Genter Hochschule, Manifeste, deren erstes von 106 und das zweite von 565 vlämischen Akademikern unterzeichnet ist. Beide Aufrufe betonen, daß die Verordnung des Generalgouverneurs über die Wiedereröffnung der verulamten Genter Hochschule als rechtmäßiger und rechtsgültiger Beschluß der zuständigen Obrigkeit anzusehen ist. Es handle sich nicht um ein erbetenes Geschenk, sondern um eine schon längst geforderte, nur zu lange hinausgeschobene und daher willkommene Rechtserfüllung, für die die gesetzliche Macht als Inhaberin der höchsten Landesgewalt nach internationalem Recht und Landesgesetz befugt sei. Die Verbände fordern die Hochschullehrer und Studenten dringend zur Mitwirkung und Teilnahme auf, damit das große Ideal der nationalen Bildung und der Wieder- aufrichtung des niedergedrückten vlämischen Volkes sich erfülle. Sie tun dieses, beherrscht von dem Gedanken, daß unsere Brüder im Felde und in den Schützengräben mit ihrem Blute die vollständige Wiederherstellung des Rechts des vlämischen Stammes besiegelten, und daß das Ideal, das sie befeelt, das Recht der kleinen Völker in ihrem Geiste unzertrennlich verbunden ist mit dem Wunsche zur Erhebung ihres eigenen Volkes. Sie tun es ferner mit dem bewußten

Verantwortlichkeitsgefühl und sind bereit zur Verantwortung gegenüber ihrem Volke, ihrem Lande und ihrem Fürsten.

Zur Eröffnung der vlämischen Universität Gent. Eine eigene vlämische Hochschule zu besitzen, ist der erste Punkt auf dem Programm der vlämischen Bewegung. Hieraus erhellt, wie diese Bewegung vor allem aus einem tiefen Streben nach Bildung, Volkswohlfahrt und wirtschaftlicher Kräftigung erwächst und nur um diese humanitären Ziele zu erreichen, sich des politischen Kampfes bedienen muß. In Belgien, wo es vier Universitäten gibt, auf denen allesamt das Französische die Lehrsprache bildet, besteht eine große Kluft zwischen der beißenden Oberschicht der Gebildeten, die in Ton und Lebenschliff Paris nachahmen, und jener großen, dunklen Menge eines vlämischsprechenden, geistig und wirtschaftlich unterdrückten Kleinbürger- und Arbeiterstandes. Bei guten natürlichen Anlagen ist dieser niederländische Volksstamm, sich verbrauchend im Widerstande gegen unablässige Verwelschungsversuche, die mit allen Mitteln der Beeinflussung (Presse, Theater, Schule, Kirche) offen und versteckt unternommen werden, allmählich in die Stellung des Knechtes herabgesunken, der sein Glend, die erschreckend niedrigen Arbeitslöhne und den Verfall seiner Sittlichkeit, fast gleichgültig erträgt. Dem vlämischen Volke wieder Selbstachtung und Willenskraft einzupflanzen, dies ist der Sinn der vlämischen Bewegung. Ihr zugkräftiges Lösungswort lautet: Vlämisch auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, in Schule, Verwaltung, Rechtsprechung, Heerwesen, in der Arbeit und im Vergnügen, in Haus und Familie, im Geiste und im Herzen. Als unerläßliches Hülfsmittel dieser großangelegten Volksertüchtigung braucht Vlandern diese eigene vlämische Hochschule.

Die Hochschule zu Gent wurde in eine französische erst 1849 durch eine königliche Verordnung umgewandelt; vorher, d. h. vom Jahre der Gründung ab (1816) herrschte hier die lateinische bezw. vlämische Lehrsprache. Die Franzöisierung Gents war ein Sieg der Welschen, die damit ihren anderen Sieg, nämlich die Umstoßung des Königreichs der Niederlande (Revolution von 1830), erfolgreich krönten. Gerade Gent wieder vlämisch zu sehen, mußte also für die Vlamen ein Ehrenpunkt sein; auch jetzt wieder hervortretende Vorschläge seitens offiziell belgischer Kreise, den Vlamen eine Hochschule in Antwerpen zuzugestehen, Gent aber französisch zu lassen, haben die Vlamen einhellig und so auch jetzt wieder scharf abgelehnt. Das Bedürfnis der Vlamen nach einer eigenen Hochschule hat sich als ein so dringliches herausgestellt, daß der deutsche Generalgouverneur Freiherr von Bissing jetzt die Vlamisierung der Genter Hochschule verfügt hat.

Die Übergabe der Universität an Rektor und Senat erfolgte durch den Generalgouverneur am 21. Oktober; am 24. Oktober begingen der Lehrkörper und die Studentenschaft unter sich die feierliche Einweihung, am 25. Oktober begannen die Vorlesungen. Um genügend wertvolle Lehrkräfte zu erhalten, wandte man sich auch nach Holland, von wo bereitwillig Philologen, Naturwissenschaftler und Juristen dem Vhrangebote Folge leisteten; das Kollegium umfaßt heute etwa 35 Gelehrte, Namen von bestem wissenschaftlichen Klang; weitere Ernennungen stehen bevor. Der zunächst bis 1917 amtierende Rektor ist der schon seit 25 Jahren an der Universität tätige Germanist, Professor P. Hoffmann.

Einschreibung in Gent. Die „Hoogeschool te Gent“ ist eröffnet. Seit einigen Tagen steht folgendes am „schwarzen Brett“ und in den vlämischen Zeitungen: „Van nu af kunnen de studenten zich alle werkdagen, tusschen 10 en 12 uur, laten inschrijven in het Hoogeschoolgebouw.“ Hierzu bemerkt die Greifswalder Zeitung: „Jeder, der nur ein ganz klein wenig Plattdeutsch kann, wird diese Zeilen verstehen und einsehen, wie „deutsch“ die vlämische Sprache ist. Und „einschreiben“ ist gewiß ein viel schöneres Wort als das alte lateinische „immatrikulieren“.

Aber die Sprache in den Herzogtümern Bremen und Verden (dem jetzigen Regierungsbezirk Stade) schrieb Dr. Friedrich Köster in den 1850 bei Pockwitz in Stade erschienenen „Altertümern“: Die niederdeutsche Mundart der Bevölkerung ist, wie die der Holsteiner, ausgezeichnet rein, weich und wohlklingend: sie wird als ein teurer Besitz geliebt; und selbst die höheren Stände können, im gemütlichen Verkehr, derselben nicht entbehren. Wie sehr also auch das Hochdeutsche durch

die Volksschulen sich ausbreitet, es ist doch noch keine Aussicht vorhanden, daß die altslawische Volkssprache ihre mehr als tausendjährige Herrschaft ganz verlieren werde. D. St.

Plattdeutscher Religionsunterricht im 16. Jahrhundert. Bei der Kirchenvisitation in den welfischen Ländern 1543 wurde bestimmt, der Probst vom Kloster Wülfinghausen solle den Nonnen „etliche New Testament, nicht unter zehen, in sechsjähriger Sprach kausen und vnder die Jungfrauen theilen, damit sie sich im lesen das godtlichs Wordt vnd Euangelium auch gemein machen, und zum rechten erkenntniß Christi komen moegen.“ (Kaiser, Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Ländern. Göttingen 1896 S. 387.)

Bei der Kirchenvisitation von 1571 baten zu Lewe im Braunschweigischen die Bauern, der Oppermann (Küster) „möge den Kindern den Katechismus in sechsjähriger Sprache uff einerlei weise vorseprechen, alle Sonntag ein und zwei Stücke, wolten ihm dafür etwas aus dem Gotteskasten zuwenden.“ (Kaiser, a. a. D., S. 146, Anm. 256.) W. St.

Bereinsarbeit. Der Landesverein für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig sendet allen Braunschweiger Kriegern im Felde und in den Lazaretten von ihm unter dem Titel „Heimatgrüße an Braunschweigs Krieger“ herausgegebene Kriegsblätter. 130 000 Hefte dieser kleinen Zeitung sind versandt worden. Das Plattdeutsch wird weitgehend berücksichtigt.

Vortragskünstler! Dor kamt in lester Tied allerlei Vödragskünstlers, meist ut Berlin, un holt sick bewogen, plattdütsch vun Gorch Fock, Fritz Reuter, Lau usw. vörto spreken in'n Ort Sprach, dat man de Mulsperr kriegen mügg. Möt wi uns Dichters vun son Windbüdels ver — ulken laten? Denn dat Badding-in-Frankrick-Platt is ock nich veel slechter. Uns lebende plattdütsche Dichters schulln sick gegen jeden to Wehr stellen, de nich so snacken kann, as ennen vun liitt op de Snabel wuffen is. Un wi annern gaht eenfach to son „Plattdütsche Abends“ nich werter hen.

Ferdinand Jacobi.

Joseph Hecksher †. — In Hamburg ist Dr. med. Joseph Hecksher im Alter von 77 Jahren gestorben. Hecksher war Verfasser zahlreicher Arbeiten auf den Gebieten der Hamburgischen Geschichte, Kunst und Literatur, von denen sein Werk über den Dichter J. P. Vnjer (1906) hervorgehoben zu werden verdient.

Theodor Dirks Geburtstag kehrte am 9. Mai d. Js. zum hundertsten Male wieder. Bekannt ist Dirks geworden durch den „Plattdütschen Klemmer“, den er von 1866 bis 1871 herausgab. Klaus Groth rühmt den Kalender, wenn er schreibt: „Karl Friedrick B — n (Deckname für Dirks) ist ein Meister im Erzählen, wie nur Hebel in seiner Art. Die Geschichten zeichnen Land und Leute mit einer Wahrheit und Lebhaftigkeit, daß einjt ein Historiker mit wahrer Genugtuung nach diesen Kalendern langen wird.“ Eine hübsche Auswahl aus den „Plattdütschen Klemmern“ bietet Georg Rujeler im 4. Bande der Quickborn-Bücher. Einleitend entwirft der Herausgeber ein scharf umrissenes Bild von dem Leben und Schaffen des leider noch immer nicht genug gewürdigten Meisters der plattdeutschen Sprache. Anlässlich des doppelten Gedenktages sei nachdrücklich auf das Bändchen hingewiesen. D. St.

Plattdeutsche Kriegsdichtungen usw. Wir bringen hier eine Fortsetzung unserer Verzeichnisse. Zum Teil werden die Veröffentlichungen — soweit ihre Besprechung nicht schon in diesem oder in früheren Hefen erfolgt ist — in dem nächsten Hefte besprochen werden.

„Ut de irst Tid von dat Kriegsjohr 1914“. Breiw von ein' Meckelbörger an sinen ollen Fründ in Güstrov von D. Haevernick. Güstrov: M. Dwig u. Co. 1916. 85 S., 75 Pfg. (Vorher erschienen als Privatdruck mit der Druckortangabe „Baranowitzki 1916“, vgl. Mitteilg. a. d. Du. 9. Jhg. S. 148)

„Wie kommen tureit!“ Vergische Weltkriegs-Chronik. Nänste un heitere Kregspoesien en hochdütsch on platt vam Waldemar van Widelkus (Gottfr. Walter Dicke). Erster Teil: August—Oktober 1914. Barmen. Gedruckt und zu beziehen durch Fr. Staats W. m. b. H. 2. Auflage. Preis 50 Pfg. 31 S.

„Kriegs-Brant“. Plattdütsche Feldpostbrefe von Augustin Ribbelt. J. Schnellische Verlagsbuchhandlung C. Leopold, Warendorf. 46 S. 25 Pf.

„Feldgrau 1914—1916“. Van J. V. Gemarker. Elberfeld 1916. Druck und Verlag von A. Martini & Grüttelien G. m. b. H. 110 S. Kart. Mk. 1.40, geb. Mk. 1.90.

„Nordsee“. Erzählungen von Gorch Fock. Herausgegeben von Aline Fußmann. Mit einem Bildnis des Dichters. 1.—5. Tausend. Hamburg 1916. Verlag von M. Blogau jr. 181 S. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Kriegspostkarten. Es sind zu verzeichnen Karten auf denen zeitgemäße plattdeutsche Gedichte abgedruckt sind von Ad. Stuhlmann und von Fritz Husmann.

In Max Schmidts Selbstverlag erschien außer der im vorigen Heft verzeichnet ansehnend aus 2 Karten bestehenden Kartenreihe „Aus der großen Zeit 1914—15“ eine Karte „Hamburger Humor an de Woderkant“ bei der man nicht weiß, was minderwertiger ist: der Humor, das Bild oder das Plattdeutch.

Die Volksschule Steinhauerdamm 6 in Hamburg hat durch Nagelung eines Eisernen Kreuzes der Hamburgischen Kriegshülfe 418,11 Mark zugeführt. Dieser Betrag ist noch um 258,80 Mark erhöht worden durch den Verkauf einer Postkarte mit dem genagelten Eisernen Kreuz und folgenden Versen des Lehrers August Witt:

Wi gingen mit, weer'n wie man groot,
 Un kregen woll dat Krüz von Jien;
 So kunn'n mit en paar Kröten blot
 Uns Woderland mit Leev bewiesien.
 Doch denkt wi all so, Mann for Mann:
 So fast wie wi diit Krüz hebbt nogelt,
 Kummt wedder mol de Feind heran,
 So fast ward he von uns vertogelt.

De Schooljungs von Steenhauerdamm soh.

B. W.

Schickt Quickborn-Schriften ins Feld! In wenigen Wochen werden wieder die Weihnachtsendungen an unsere Feldgrauen und Marineblauen gepackt. Es darf wohl als selbstverständlich angenommen werden, daß jeder Sendung auch Lesestoff, nach dem unsere Brüder so hungern, beigelegt wird. Für diese Zwecke eignen sich nach allseitigem Urteile, der Presse sowohl als auch der kämpfenden Brüder da draußen, ganz vorzüglich die Quickborn-Schriften. Sie sind durchweht von jenem Heimatdust, der auch die Gedanken unserer wackeren Streiter umspielt. Die handlichen und inhaltlich vielseitigen Quickborn-Bücher erfreuen sich größter Beliebtheit, können auf Märchen leicht in die Tasche gesteckt und ohne merkliche Belastung mitgeführt werden. Der Preis ist so niedrig, daß sie als eine achtungsgebietende buchhändlerische Leistung anzusprechen sind. Den Bedürfnissen des Feldes in erster Linie Rechnung tragend, wurde vor Jahresfrist „Plattdütsch Land und Waterkant“ begründet. Nur ein Urteil! Die Neue Hamburger Zeitung schrieb über das 4. Heft, es sei, „vom Anfang bis zum Ende ein wahrer Genuß zu lesen“, es enthalte „lauter mit dem feinsten Sinn für Können und Volkstümlichkeit erwählte Stücke.“ „Wer solche Druckwerke ins Feld schickt, wird den Kriegern und dem Volkstum die besten Dienste leisten.“ Und der Preis des unterhaltenen Blattes ist sehr niedrig bemessen. 1 Heft kostet 30 Pf., 50 stellen sich auf 5 Mark, 100 auf 9 Mark, größere Posten sind entsprechend billiger. Bestellungen und Anfragen an die Quickborn-Kanzlei, Schauenburgerstraße 47. Wer also in die Lage kommt, Schriften ins Feld zu senden, der erinnere sich des vorzüglichen Blattes „Plattdütsch Land und Waterkant“. Unsere Mitglieder werden hiermit dringend gebeten, auch in Bekanntenkreisen immer wieder empfehlend auf „Pl. L. u. W.“ hinzuweisen. Um Lazarette und Truppenteile mit diesem Lesestoff versehen zu können, sind Geldspenden, die entweder an die Kanzlei, an das Postcheckkonto 6125 Hamburg 11 oder an das Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu richten sind, baldigst erwünscht, um die Auflage des Weihnachtsheftes entsprechend bemessen zu können. Über die Eingänge wird in den Mitteilungen quittiert werden.

D. Steilen.

  	<h2 style="margin: 0;">Sprachecke</h2>	  
---	--	---

Schmudeln. Im 9. Jhg. Nr. 3 der Mitteilungen ist ein kleiner Artikel von Fr. Krage enthalten. Ich möchte hier auf das letzte der von ihm angeführten Wörter etwas näher eingehen, nämlich „schmudeln“, dem er nach meiner Ansicht eine falsche Bedeutung unterlegt. Ob dies Wort in irgend einer Gegend die Bedeutung von „schmausen, essen“ hat, weiß ich nicht, aber selbst, wenn es so wäre, so kann sie hier wohl nicht in Frage kommen. Es heißt: Mir hat man die Besorgung der Küche übertragen. Da wird nun freilich den ganzen Tag geschmudelt.

Es gibt das Wort „schmudeln“, was soviel wie beschmutzen, unsauber machen bedeutet. Dies Wort wird meistens mit doppeltem d geschrieben und gesprochen, also schmuddeln, was mir richtiger erscheint, da es zweifellos von Modd, Modder herkommt. Dieses Wort „schmuddeln, schmudeln, schmuddlig, schmudlig wird mit dem Nebenbegriff des weniger unsauberen gebraucht und als stärkerer Ausdruck „inracken oder tauracken“ und noch stärker „insälén“.

Das hier in Frage kommende Wort kann aber nur das gleichlautende „schmudeln“ gleich kochen sein, was lautlich dem beim Kochen entstehenden Geräusch nachgebildet ist, ebenso, wie das Wort „suddeln“ für langsames Kochen. Man sagt wohl: „Wat schmuddelst du dor trecht?“, was mehr in scherzhaftem Sinne für kochen gemeint ist, und diese Bedeutung kann auch das Wort nur in den erwähnten Aufzeichnungen des Großvaters gehabt haben.

W. F. Schulz, Stettin.

Ältere plattdeutsche Wörter aus Mecklenburg teilt H. K. U. Krüger in Schwerin im 1. Hefte des 9. Jahrganges mit; im Schlußabsatz werden mehrere Wörter aufgeführt, die gänzlich verloren gegangen zu sein scheinen. Etliche dieser totgefügten Wörter leben noch im Volksmunde des rechtsseitigen Unterwesergebietes. So ist dort peddick (peddig) noch allgemein gebräuchlich für das Mark im Hollunder, in den Binsen usw. Ebenso kommt Wir (= Metalldraht) noch in der Umgangssprache vor. „Wieren“ nennt man dort Tätigkeiten, bei denen Draht benutzt wird. Strohdächer werden „giewiert“, wenn sie mit Draht statt mit Weidenruten besetzt werden. Schweine werden „giewiert“, wenn durch die Rüsselscheibe Draht gezogen wird, damit sie nicht wühlen können. Ein Korb, der schadhast geworden ist, wird durch Draht haltbar gemacht, auch das nennt man „wieren“. Es erinnert dies an einen alten Bremer Ausruf „Ok wat to wi—an?“ über den Tardel im Niedersächsischen Jahrbuch 1911 (Niederfachsenverlag Bremen) mitteilt, daß gemeint sei, Porzellan und Steingutfachen mit Drahtwiere auszubessern. Den Bremer Straßennamen „Langewieren“ führt Buchenau (Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet) auf Wiere, Draht zurück in der Bedeutung einer langen, schmalen Straße.

„anrahmisch“ nennt man in den Unterwesermarschen einen Menschen, der überaus empfindlich ist. Ohne Zweifel hängt diese Wortbildung zusammen mit Rahm, der namentlich in seiner Bildung sehr empfindsam ist, sodaß die Hausfrau äußerst behutsam mit den Milchsetten umgehen muß und sie nicht vorzeitig anrühren darf. Wo ist dieser Ausdruck sonst noch bekannt? D. St.

  	<h2 style="margin: 0;">Theater</h2>	  
---	-------------------------------------	---

Gorch Fock-Gedächtnisfeier der Gesellschaft für dramatische Kunst am 18. September 1916 im Hamburger Thalia-Theater:

Cili Cohrs, Niederdeutsches Schauspiel in einem Aufzuge von Gorch Fock.
Die Königin von Honolulu, Hamburger Volksstück in 4 Aufzügen von Gorch Fock (nachgelassenes Werk).

Durch eine würdige und eindrucksvolle Gedächtnisfeier hat die Gesellschaft für dramatische Kunst am 18. September das Andenken Gorch Focks geehrt und

zugleich ihren Verdiensten um den Dramatiker Gorch Fock ein neues Ruhmesblatt hinzugefügt. Ist sie es doch gewesen, die im Winter 1912/13 Gorch Focks tragischen Einakter „Doggerbank“ und im Winter darauf seine „Cili Cohrs“ zum ersten Mal auf die Bühne brachte und damit nachdrücklich auf den ebenbürtigen Nachfolger Stavenhagens hinwies. Andererseits hat der Dichter durch diese Aufführungen gewiß manches für seine Bühnentechnik gelernt: ein einfacher Vergleich von „Cili Cohrs“ mit dem älteren Einakter beitätigt das. Der Ausführung von „Doggerbank“ werden immer, wie damals Peter Werth an dieser Stelle ausführte (vergl. Mitt. a. d. Quickb. 6, 82), „bedeutende szenische und räumliche Schwierigkeiten entgegenstehen“. Gorch Fock, der geborene Erzähler, hat den in „Doggerbank“ geschilderten Vorgang offenbar zuerst ganz episch entworfen und dann erst den stark bewegten Höhepunkt der Handlung dramatisch gestaltet. Dabei ist ihm die Herausarbeitung der einzelnen handelnden Personen glänzend gelungen, ihre Charaktere sind durch die knappe dramatische Form bedeutend vertieft worden. Auch die Gesamthandlung entspricht durchaus den Forderungen der dramatischen Logik und Wahrscheinlichkeit. Dagegen läßt sich der Schauplatz der Handlung mit keinerlei Bühnenpraxis vereinigen, da ist eben einfach der Schauplatz der ursprünglichen epischen Behandlung des Stoffes geblieben: der epische Dichter kann uns die spannendste Handlung vergegenwärtigen, die sich auf einem Fischerkutter bei schwerstem Seesturm nahe der Doggerbank abspielt, der Dramatiker hat es nicht allein mit unserer Einbildungskraft, sondern in erster Linie mit der feststehenden, an strenge Formen gebundenen Bühne unserer Theater zu tun. Setzt er sich darüber hinweg, so läuft er Gefahr, durch seine romantische Laune die besten szenischen Wirkungen seines eigenen Stückes zu verderben.

So wird Gorch Focks „Doggerbank“ wohl immer nur ein Lesedrama bleiben (besäßen wir nur erst einmal einen Abdruck!), so konnte es auch jetzt für die Dramatische Gesellschaft keinen Zweifel geben, welchen von den beiden Einaktstücken sie für ihre Gedenkfeier wählen sollte. In „Cili Cohrs“ hat Gorch Fock das dramatische Handwerk völlig meistern gelernt: bühnensicher und bühnenwirksam spielen sich diese 10 Auftritte ab. Dabei ist mit den einfachsten Mitteln das Tiefste herausgeholt. Das macht, wir befinden uns hier im Mittelpunkt von des Dichters Welt; und wie diese ruhige, stille Fischerstube mit der brausenden, wild bewegten Nordsee bei der Doggerbank kontrastiert, so die geruhigen, nur im Wendepunkte der Handlung einmal aufbegehrenden Menschen um Cili Cohrs mit den ungestümen, die Grenzen der gewöhnlichen Menschlichkeit und Moral überschreitenden Personen von „Doggerbank“. „Cili Cohrs“ ist überhaupt eins der reifsten Werke Gorch Focks, ein Werk aus der Periode des Übergangs von seiner stürmischen, romantisch gerichteten Jugendidichtung zu neuer, realistischer gefasster Zielsetzung. Der Dichter sieht jetzt auch sein Jugendparadies in neuem härterem Lichte, die Schatten des Herbstabends fallen auch auf Finkenwärdner und seine Seefischerei. Aber aus dem grauen Nebel erstrahlt hell die Gestalt der jungen Seefischerwitwe, der Heldin des Stückes; sie verkörpert jetzt die lebensbejahenden Kräfte des alten Finkenwärdner, ihrer inneren Sicherheit und Stärke gelangt schließlich sogar das schier Unmögliche, den durch den Trunk und innere Qualen so tief gesunkenen Schwager zu neuer Tatkraft zu erwecken. Man hat die psychologische Wahrheit dieser Umkehr des Harm Satz bestritten und damit dem Drama seinen Eckstein ausbrechen wollen. Harm Satz selbst hält seiner Schwägerin in der entscheidenden Aussprache diesen Einwand entgegen: „Wenn ick dat kann, Cili? Ober ick bün all to wiet kommen!“ Aber da erwidert sie ihm: „Is ne woher, Harm! Wenn du wulst, denn kannst du dat noch!“ Da haben wir den ganzen Gorch Fock mit seinem felsenfesten, sieghaften Glauben an die Unzerstörbarkeit der innerlichen Tatkraft und Fröhlichkeit, den Mann, der auch in den trübsten Stunden und den verzweifeltsten Lagen doch mit einem plötzlichen Ruck alles Beengende, Lähmende von sich werfen und neuen frischen Lebensmut fassen kann, weil ihm letzten Endes die innere Einheit seines Wesens doch nicht hat zerstört werden können. Dieser Grundstimmung Gorch Focks muß man eingedenk sein, wenn man den Abschluß von „Cili Cohrs“ recht verstehen will. Ihr wurde der sonst recht gute Vertreter der schwierigen Rolle des Harm Satz (Herr Dr. R. Dinsborg) gerade am Schluß

nicht genügend gerecht; hier wären stärkere Akzente erwünscht gewesen, während vorher mit Recht jede Übertreibung in der Darstellung des Gefunkenen vermieden wurde. In der Gestalt der Heldin errang Frä. Aline Bußmann wie bei der Uraufführung des Stückes vor 21½ Jahren einen durchschlagenden Erfolg. Sie verkörperte das Ideal, das dem Dichter vorgeschmebt hat, auch der nicht ganz geringe städtische Zug, den sie dem anmutigen Bilde der Cili Cohrs lieb, entsprach seinen Absichten. Von den übrigen Mitspielenden muß noch der Paulus Kälper von Hans Langmaack genannt werden, ebensosehr wegen seiner schauspielerischen Leistung wie wegen seines vortrefflichen Niederdeutsch. Beides gab auch Langmaacks Wiedergabe des von Fritz Lau gedichteten ersten Vorspruchs, der den Abend eröffnete, eine schöne, tiefe Wirkung.

Auf das „ernsthaftig Spill“ folgte der burlleske Vierakter „Die Königin von Honolulu“, ein ungemein lustiges Stück, das unter der geschickten Spielleitung von Dr. Ohnsorg trotz allen Schwächen im Sturm die Herzen der Zuhörer gewann. Es war die erste Aufführung dieses in Gorch Fock's Nachlaß vorgefundenen Volksstückes, das uns einen ganz anderen Gorch Fock zeigt als „Cili Cohrs“. Hier haben wir den Dichter des Hein Godenwind wieder, den lustigen Schilderer des Hamburger Hafens, seiner Hein-Kopteins, seiner Heuerbaafe und seiner Janmooten. Künstlerisch kann das Stück den beiden tragischen Einaktern nicht das Wasser reichen. Das Gerippe seiner Handlung ist hölzern und unbeholfen wie nur je eine Hamburger Lokalposse war. Ich bin überzeugt, daß der Dichter, wenn er länger gelebt hätte, die ärgsten Bruchstellen und Unwahrscheinlichkeiten selbst noch entfernt haben würde, aber in seinem Charakter hätte er das Stück kaum mehr geändert. Es ist eben für ein lachfreudiges, womöglich selbst mitspielendes Publikum geschrieben, dem der unverwundliche Humor des Dichters Bedenken literarisch-ästhetischer Art nicht aufkommen läßt. Selbst ernsthafte Zuhörer werden aber durch die vielen drolligen Einfälle des Dichters milder gestimmt, sie müssen die Bühnenwirkung der geschickt gestellten Massenszenen anerkennen, sie freuen sich der mannigfachen glücklich herangezogenen Hamburger Volkstypen, und sie werden schließlich auch die schauspielerische Leistung einzelner hervortretender Rollen zu würdigen wissen. Hier ist in erster Linie wieder Dr. Ohnsorg zu nennen, der als Heuerbaas Krischon Honolulu eine typische Figur unseres Hafenslebens hinstellte. Noch uneingeschränkter aber als er gewann sich der unwiederstehliche, vielseitige Jonni Wiedebüß (Herr Langmaack) die Gunst der Zuschauer, er war von unbezahlbarer Komik und wurde dabei von seiner Herzallerliebsten, der Köchik Nutje (Frä. Dolly Hardt) aufs beste unterstützt. Beide sprachen auch ein resolutes Plattdeutsch und waren so viel mehr die Vertreter der niederdeutschen Idee als die vom Dichter extra dafür ausersene Figur des Vieschen. Dieser ganz unwahrscheinlichen Gestalt, der Hauptträgerin der stark sentimentalten Handlung, vermochte auch Aline Bußmanns vortreffliches Spiel kein Leben einzuhauchen. Es ist wie Ironie, daß die Gegenpielerin dieser niederdeutschen Hauptperson, die ausgesprochen „hochdeutsche“ Rolle der Doris, der Schwägerin Honolulu, vom Dichter kräftiger und lebensvoller herausgearbeitet worden ist als Vieschen selbst und so Frä. v. Jeromski einen großen Erfolg ihrer schauspielerischen Kunst sicherte.

Die Gesellschaft für dramatische Kunst hat durch die Einstudierung der beiden Gorch Fock'schen Dramen sich selbst und dem Dichter viele neue Freunde erworben. Die bis heute nicht abgeschlossenen Wiederholungen der Aufführung, die stets ein volles Haus erzielt haben, sind der beste Beweis dafür.

C. Borchling.

Kölnische Volksschauspiele. Man schrieb 1912, als die Kölner Mundart und Kölner Eigenart sich auch die wahre, echte Bühne eroberte, freilich spät genug, sozujagen in zwölfster Stunde. Daß es geschah, verdankt man dem künstlerisch vollwertigen Stück „Heimjefunge“ von Wilhelm Schneider-Clauß, das am 1. Juni 1912 im Schauspielhause in der Kreuzgasse seine Uraufführung erlebte und täglich bis zum 9. gegeben wurde. Am folgenden Tage, dem 10. Juni 1912, folgte ein zweites Stück von Schneider-Clauß, „De Eierkönegin“. Im Jahre 1918, wieder im Juni, kam das dritte, „Anger der Krüßbloom“, vom selben Dichter Schneider-Clauß auf die Bühne, Herrn Oberbürgermeister Max Wallraf, dem Förderer der Kölner

Volksstücke wie der Kölner Mundart, in Dankbarkeit gewidmet. Wenige Monate vor Ausbruch des Krieges, am 24. April 1914, sah die Alt-Kölner Gemeinde das vierte Bühnenstück von Schneider-Clauß, „Der wirkliche Geheime . . .“, wie die übrigen vieraktigen Stücke zugleich ein Spiegelbild alt-kölnischen Volkstums, mit reizenden Szenen voll kölnischen Humors und altkölnischer Schlag- und Kraftwörter, vor allem mit den echt kölnischen Typen aller Schichten. Mit demselben Erfolge, mit dem die vier Stücke in Köln selbst aufgeführt wurden, machten sie ihre Rundreise 1914 durch die nieder-rheinischen Städte. Während des Krieges selbst, am 20. Mai 1916, öffneten sich die Pforten des Schauspielhauses einem anderen Alt-Kölner Dichter: Das dreiaktige Stück „Franzosejock (1818)“ von Joseph Baner wurde zum ersten Male aufgeführt und mehrfach wiederholt. Mit freudigem Danke und wohlwollender Anerkennung des ersten dramatischen Versuches nahm die Alt-Kölner Gemeinde das Stück auf. Von beiden Dichtern ist Wilhelm Schneider, Dr. phil., Professor an einem Kölner Gymnasium, und Joseph Baner, Dr. med., Arzt und Lokalgeschichtsforscher, zweiter Vorsitzender des Vereins Alt-Köln.

Störmslot. Niederdeutsches Drama von G. Stille. Am 2. September fand in Etade die Erstaufführung des niederdeutschen Dramas „Störmslot“ von Sanitätsrat Dr. G. Stille statt, ein literarisches Ereignis für den Dichter und seine Gemeinde, dessen Wirkung sich bei seitherigen Wiederholungen in Etade und Bugtehude noch gesteigert hat. Um es kurz zu sagen: es war eine Überraschung, wie deutlich gerade durch die schauspielerische Darstellung sich zeigte, welch bedeutsames dramatisches Leben in Stilles Werk steckt und ein wie packendes Stück niederdeutscher Volkskunst er uns in ihm vor Augen geführt hat. Die Reihe lebensvoller Bilder aus dem Volksleben des Sielandes: häusliches Leben, Arbeiten und Schaffen, Glück und durch eigne Schuld herbeigeführtes Unglück eines bäuerlichen Handwerkers, bäuerliche Hochzeitsfeier, Auftehrer Schützenfest, zwei große breit ausgeführte Haupt-szenen des 2. und 4. Aktes, sichern allein dem Stück seine literarische Bedeutung. Und eine Fülle echt niederdeutscher Charaktere, Fischler Heinsohn und seine Lina, Hinrich-Ohm, ihr prächtiger ruhig-ernster Vormund, der gleichmütig beobachtende Schauster Smidt, der leichtsinnige Snider Umland, Frau Becka Menner, der böse Geist des Dramas, Doktor- und Pastorsleute, lauter aus den Heimaterebnissen des Verfassers sicher und glaubhaft gegriffene Gestalten tragen die dramatische geschickt aufgebaute Handlung, der nur oberflächliche Beurteilung eine unkünstlerische Tendenz zuschreiben kann. Hervorzuheben ist die vollkommen sichere Beherrschung und Führung des Dialekts; wie natürlich urwüchsig diese Sprache dem Leben abgelauscht ist, merkte man an der völlig ungezwungenen Art, wie die Darsteller, lauter Dilettanten, zum Teil Handwerker und Landleute, in ihre Rollen hineingewachsen waren und sich in ihnen wie selbstverständlich bewegten. Es war ein unverfälschtes niederdeutsches Kulturbild, fesselnd durch den Reichtum an zarten und derben Einzelzügen, naturgetreu in Sprache und Sitte, ein Werk, wert sorgfamer Pflege und einer tiefen, langdauernden Anteilnahme. Wir betonen, daß auch der dramatische Aufbau und die vom Dichter erstrebte tragische Wirkung durch die Darstellung zu ihrem vollen, schon im Titel angedeuteten, ersten Rechte kamen; insbesondere hauchte die Vertreterin der Lina ihrer tieferegreifenden Rolle ein erschütterndes, seelisches Leben ein.

Professor J. Scholz-Stade.



Bücherbesprechungen



Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen.
Die Schriftleitung scheidet den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

Nordsee. Erzählungen von Gorch Fock. Herausgegeben von Aline Buhmann. Mit einem Bildnis des Dichters. 1.—5. Tausend. Hamburg 1916. Verlag von M. Ologau jr.

Nach den Worten der Herausgeberin ist der vorliegende Band anzusehen als der von ihr dem teuren Toten gewidmete Kranz, gewunden aus dessen eigenen Blumen, als Gruß über Erde und Dasein hinaus in seine Ewigkeit. Der Kranz imponiert auf den ersten Blick durch die Fülle der gebotenen Gaben; denn nicht weniger als 16 Skizzen und Erzählungen führt das Inhaltsverzeichnis auf; dazu treten noch Kriegsbriefe und Tagebuchaufzeichnungen. Leider aber wird der erste Eindruck herabgemindert, wenn man auf die Qualität und Zusammenstellung der einzelnen Blumen des poetischen Kranzes sieht. In dem starken Wohlwollen, das die Herausgeberin dem geschätzten Verstorbenen entgegenbringt, überfieht sie, daß nicht jeder Kriegsbrief, nicht jede Aufzeichnung und nicht jede Skizze als Lorbeerblatt in dem Ruhmeskranze Gorch Focks zu werten ist. Jedenfalls würde für den Dichter ein Weniger ein Mehr bedeutet haben. Das Ausgehen von der Gegenwart in der Anordnung der Dichtungen besteht für den Anfang, verstimmt aber für den Fortgang; denn die Auseinanderfolge der Stoffe ignoriert die innere Verwandtschaft derselben.

Eine besondere Würdigung jeder einzelnen Darbietung macht der zur Verfügung stehende Raum unmöglich; daher sei allgemein bemerkt: Der plattdeutsche Dichter überragt den hochdeutschen um ein Wesentliches. Die plattdeutschen Gaben zeigen Gorch Fock als den Meister der Erzählkunst. Bei markiger Pinfelführung unter satter Farbergebung bietet er Kabinettstücke von bezaubernder Wirkung. Fest in der Heimat wurzelnde knorrige Gestalten (Finkenwärdler Fischer und Fischerfrauen) bezwingen mutvoll die Elemente und das Schicksal (Tief Mariners). Lebenswahrheit und Herzenswärme atmen seine Schöpfungen. Dabei verfügt er über einen köstlichen Humor (Erik Erikson, Ibar, Biblische Geschichte, Eggert-Eggert). In den hochdeutschen Skizzen, Bildern und Schilderungen (u. a. Sturm) erscheint Gorch Fock als der Ringende, Suchende, werdende, dem bereits prächtige Würfe gelingen (Kontorgedanken). Alles in allem: Auch in dem Nordsee-Bande erweist sich Gorch Fock als der bodenständige Heimatdichter großen Stils, voller Ursprünglichkeit und Stimmungskraft.

J. von Harten.

Wie der Feldgrau spricht. Von Karl Bergmann. Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache. 1916. 60 S. 8°. Siehen, Alfred Töpelmann. In steifem Umschlag 80 Pfg.

Für so manche Fähigkeit, die brach lag in unserem Volke, hat der große Krieg die Bahn frei gemacht. Unsere Feldgrauen haben draußen neben all ihren andern Talenten ein sprachschöpferisches Genie entfaltet, das uns staunen läßt. Daheim zerbrachen sich die Wirte den Kopf um einen schönen Namen für ihr prachtvolles neues Gasthaus und am Ende fiel ihnen doch nur wieder Grand Hôtel und Quisjana ein. Jetzt findet fast jeder für seiner Hände Werk im Schützengraben einen Namen, den kein zweiter Unterstand auf den langen Fronten trägt, und wäre es nur als Ersatz für die oben angeführten pompösen Namen „Villa Fetz-näppken“ und „Villa Holl-di-gesund.“ Die ganze Sprache im Felde wimmelt von Neuschöpfungen, auf deren sprach- und kulturhistorischen Wert die Mittelungen aus dem Quickborn ja oft genug hingewiesen und von dem sie gesammelt haben, was plattdeutsch und nur irgend erreichbar war. Das hier vorliegende Büchlein sagt uns daher wenig Neues, denn es enthält wenig Plattdeutsches und einiges, was der Verfasser nicht als plattdeutsch erkannt hat, wenn er z. B. S. 51 sagt „dies oder jenes ist verschüttet (muß natürlich heißen „verschütt“) gegangen . . . ein den Sprengungen entlehntes Wort (!)“. Es regt aber zum Weiter sammeln an und ist anregend und fesselnd zu lesen, wie sich jeder denken kann, der weiß, welche Fülle von Humor in unserer Soldatensprache steckt, von jenem echten Humor, der aus einem tapferen Herzen kommt, das Tod und Teufel nicht fürchtet.

Jimskinner. Erzählung in Münsterländer Mundart. Von Julius Abelers. Leipzig. Verlag Otto Lenz-Leipzig.

Zu der ansehnlichen Reihe von Erzählungen, die das Emsland lebendig vor uns haben erstehen lassen, gesellt sich eine neue, Julius Abellers Jimskinner. Bei solchen fest in einer engeren Heimat verankerten Erzählungen gilt es für den Dichter, hindurchzukommen zwischen der Sknlla der Unwahrscheinlichkeit und der Charybdis der reinen Typenschilderung. So leicht Abelers der einen entging, —

denn er kannte das Emsland und seine Leute, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche, — so wenig hat er die zweite vermieden. Das Liebespaar, das sich nicht haben soll, weil die Väter, einst Freunde, nun feindliche Nachbarn geworden sind, das sich natürlich aber doch bekommt; der Nebenbuhler, der trunksüchtig ist und alle möglichen Missetaten auf dem Gewissen hat; der Bauer mit der gebildeten Frau, der seine Tochter französisch lernen läßt, den schönen Hof durch einen Anbau verhandelt und nachher bankrott ist, sie sind uns alle so bekannt wie die böse Stiefmutter im Märchen. Nur der köstliche Grünrock Sperges hat einen Tropfen von dem Wasser mitbekommen, mit dem Dinkel Bräutigam getauft ist, und so etwas wie ein Original steckt in dem ehelichstehenden Pfarrer, dem es auf ein „Donnerblitzem!“ nicht ankommt, während der Schulze „Luster-up“ sein Lieblingsswort bis zum Überdruß wiederholt. Niedliche Tierzenen sind in die Erzählung verwoben, und kerniger Witz steckt in so manchem eingestreuten Beispiel emsländischer Spruchweisheit, z. B. „Wien smiärt dat Mulwiärk“ oder dem Stoßfussler des Studenten beim Anblick des nicht sehr reichlich gefüllten Säckels: „Sök äs Wüüste int Rienhus!“ Aber ob emsländische Bauern wirklich Sätze bilden mit obchon, etwas, felbin gaohn, extra betonen und dergleichen? — Man denkt an die Ziele unseres Quickborns, wenn der Dichter die leider so wahrheitsgetreue Tatsache berichtet, daß auf der Hochzeit dieses echt emsländischen Musterbrautpaares gesungen wird: „Im Mai, im schönen Mai, han i viel no im Sinn!“ — Für alle, die emsländische Leute und ihre Art kennen lernen wollen, wird das Buch eine Freude zu lesen sein.

Hannah Kuhlmann.

Ut de Franzosentid. Von Fritz Reuter. Die Fünzig Bücher, Band 9. Verlag Ullstein & Co. Berlin u. Wien.

In ihre „Fünzig Bücher“ haben Ullsteins nun auch Reuters Franzosentid aufgenommen. Das ist an sich keine große Tat, denn Reuters Franzosentid gibt es schon in vielen billigen Ausgaben und gerade Reuter kommt am ehesten in solche hinein, die eben zur Verbilligung mit besonders großen Auflagenziffern rechnen. Was dieser Ausgabe ihren besonderen Reiz gibt, das ist die Einleitung, die Professor Dr. Max Möller dazu geschrieben hat. Möller weist hier so überzeugend auf das in der Franzosentid steckende Theaterblut Reuters hin, daß man sich wirklich wundern muß, daß Reuter tatsächlich als Dramatiker nicht besonders gut abgeschnitten hat. Aber auch was Möller sonst über die Franzosentid und ihren Dichter sagt, das ist so hübsch und fesselnd, daß Reuter-Verehrern allein deshalb die Anschaffung des Büchleins empfohlen werden kann.

Paul Briede.

Westfälisches Liederblatt. 2 Hefte. Herausgegeben von Karl Brüggemann und Wilhelm Rittinghaus im Verlag des Wandervogel E. B. Mit Zeichnungen von Rudolf Sievers. Preis je 50 Pfg.

Glückliches fangesfrohes Westfalen, dessen Lieder bei der Familie von Harthausen eine so gute Heimstätte fanden, die sie von Geschlecht zu Geschlecht verwahrte. Brachte es August von Harthausen selbst auch nur so weit, daß er aus dem großen Volksliederschätze, den er in seinem lieben Bökendorf gesammelt hatte, allein seine „Geistlichen Lieder“ 1850 herausgeben konnte, so waren die übrigen doch in der Fürsorge eines Jüngeren, Alexander Reiffenscheids, wohl aufgehoben, der die schönsten daraus 1879 als „Westfälische Volkslieder“ der Öffentlichkeit übergab und damit erreichte, daß Westfalen unter allen fangesfrohen Gauen Deutschlands einen Ehrenplatz erhielt, was für uns Niederdeutsche noch aus dem besonderen Grunde wichtig ist, weil plattdeutsche Volkslieder heute rar sind.

Aber mit diesen beiden Sammlungen ist der Liederquell Westfalens keineswegs erschöpft. Das beweist das „Westfälische Liederblatt“ der beiden Wandervogel Karl Brüggemann und Wilhelm Rittinghaus, die in ihrem Heimatlande selbst fleißig gesammelt haben. Und mir will scheinen, als wenn die beiden Hefte den westfälischen Volksgefang noch eindringlicher schilderten als die beiden älteren Quellensammlungen, (deren schönste Verse und Weisen auch hier Aufnahme fanden), weil eben die neue Sammlung bis in unsere Zeit, u. zw. nicht nur durch das Volkslied selbst, sondern auch durch den Volkstanz und das gesungene Volkskinderpiel ergänzt wurde. Hinzu kommen als Einleitung noch ein paar besonders schöne Lieder aus dem „Antwerpener Liederbuch“ 1544, auf deren dichterische,

wie musikalische Bedeutung damit zum ersten Male hingewiesen ist. Dieses älteste auf uns gekommene plattdeutsche Volkslied ist ein Gebiet, das unsere Zeit zu ihrem Schaben bis heute gänzlich übersehen hat.

Was den beiden Heften noch einen besonderen Reiz verleiht, sind die prächtigen Zeichnungen Rudolf Sievers', die als kleine selbständige Kunstwerke soviel Anklang gefunden haben, daß der Künstler sie auf vielfachen Wunsch bald nach ihrem ersten Erscheinen im Westfälischen Niederblatt gefondert in einer Mappe zum Preise von 2 Mk. herausbrachte. Fritz Jöde, Volksdorf.

Katt un Mus. Lied mit Klavierbegleitung von Engelbert Humperdinck, gedichtet von Hermann Wette. Verlag Max Brockhaus, Leipzig. Preis 1,50 M. Ein Blindgänger, — würde man zeitgemäß zu diesem Liede sagen. Der Musiker muß nur ein sehr geringes Maß künstlerischen Gewissens besitzen, der sich seinen guten Ruf durch solche Nichtigkeit leichtfertig verdirbt. Und wahrhaftig, man muß uns Plattdeutschen ein sehr schlechtes Urteil in anderen Dingen zutrauen, wenn man glaubt, daß um der plattdeutschen Verse wegen, die nebenbei auch nichts taugen, so etwas bei uns Eingang finden könnte.

Altbücherverzeichnisse, in denen eine Anzahl plattdeutscher Bücher enthalten sind, geben heraus: Lipsius & Tischer in Kiel, (Nr. 121) und Jürgensen & Becker in Hamburg.

Aus Zeitschriften und Tageszeitungen

Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen werden gebeten,
uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache
und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

Johann Hinrich Fehrs. Von Fritz Lau. (Kieler Zeitung, 23. August). — Von Pastor Chr. Boeck, Grabrede (Hambg. Nachrichten, 27. August). — Von Hans Dffig (Neue Hambg. Zeitg., 18. August). — Von Ludwig Hinrichsen (De Cekdom, 31. Jahrg. Nr. 10). — Von Richard Dohse (Die schöne Literatur, 16. Sept.) — Von? (Weferland, 8. Jahrg. 5. Hest) — Von A. D. (Nordd. Monatshefte, 3. Jahrg. 9. Hest). — Von Jacob Bödewadt (Modersprak, 3. Jahrg. Nr. 7). — „Zum Andenken an Johann Hinrich Fehrs“. Von Timm Kröger (Die Heimat, Kiel, Sept. 1916). — „J. H. F. und die Musik“. Von A. R. Harzen-Müller. (Niedersachsen, 21. Jahrg. Nr. 24) — „J. H. F. zum Gedächtnis“. Von Jacob Bödewadt (Die Literarische Gesellschaft, 2. Jahrg. Hest 8). — „Johann Hinnerk un ik.“ Von Timm Kröger. „J. H. F. — storben 17. August 1916“. Von Georg Semper. „Mit Fehrs na Jlenbeck“. Von Ingeborg Andresen. „J. H. F. sin letzte Fahrt“. Von Heinrich Hornig. (Modersprak, 3. Jahrg. Nr. 7).

Gorch Fock. Von Heinrich Mener-Bensen (Das Literarische Echo, 1. Septbr.). — Von Curt Martens (Barmbecker Monatsblatt f. d. Volksheim, Hamburg, Juli 1916). — Von Dr. R. Dohse (Hannoverland Hest 9 u. 10. — „Gorch Fock: Hamburgs Seefahrtsdichter.“ Von E. Werner. (Die Heimat — Kiel, Okt. 1916). — „Gorch Fock als Dramatiker“. Von Conrad Borchling (Hambg. Nachrichten, 3. Septbr.) — „Zum Heldentode Gorch Focks“. (Der junge Kaufmann, Septbr. 1916). — Zum Gedächtnis dreier niederdeutscher Dichter (Fock, Seemann, Fehrs). Von Karl Stork. (Der Türmer. 18. Jahrg. Hest 24.)

Emmanuel Hiel, der plämische Sänger. Von J. Anthonn. (Rhein-Weißf. Stg., 13. Septbr.)

Fritz Reuter. „Wie ich F. R. kennen lernte.“ Von Josef Lewinsky (Berliner Abendpost, 3. Septbr.)

August Seemann sin Wark. Von Robert Garbe. (Modersprak, 3. Jahrg. Nr. 6). — „Von August Seemann sin Wäsen, sin Wark un sinen Dod“. Von Albert Schwarz (De Cekdom, 34. Jahrg., Nr. 8).

Heinrich Eggersglück. Von Heinrich Goebel. (Hann. Courier 1. Okt.)

Plattdeutsche Kriegsdichtungen. Von D. Steilen (Bremer Nachrichten, 3. Septbr.)

Volksprache und Dichtung. Vom Koschneider Platt. Von Bruno Rompecki. (Der Gefellige, Graudenz, 27. Septbr.) Altniederländische Grabstein-Inschriften (Rheinisch-Westfälische Zeitung, 11. Okt.)

Rechtschreibung. Plattdütsch Rechtschriwing. Von A. (De Eckbom, 34. Jahrg. Nr. 12).

Sprachgeschichte und -geographie. Alte Vornamen. Von R. Schröder. (Stader Archiv, Neue Folge, Heft 5). Bremen-Verdener Kolonisten in den russischen Ostseeprovinzen. Von Prof. Dr. Bertheau in Göttingen (Stader Archiv, Heft 6).

Alte Drucke und Handschriften. „Niederdeutsche Gelegenheitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts in Niedersachsen.“ Von Heinrich Deiter. (Zeitschr. für deutsche Mundarten, 1916, Nr. 3).

Verwandte Sprachzweige. „Niederdeutsche und Niederländer“. Von Franz Fromme. (Deutsche Rundschau, Aug., Septbr. 1916). — Flämisch, Niederländisch und Niederdeutsch. Von Prof. Dr. Borchling. (Aus der Stader Heimat. Stader Archiv, Heft 6).

Flämische Sprache und Art. „Flämische Kundgebungen für die flämische Hochschule“. (Rhein.-Westf. Zeitg., 6. Septbr.) — „Neue Umtriebe gegen die Veröflamischung der Genter Hochschule“. (Kölnische Volkszeitg., 1. Septbr.) — „Enmanuel Hiel (s. oben). — Hoffmann von Fallersleben als Vorkämpfer des Blamentums. Von Dr. S. Gruffendorf-Braunschweig. (Niedersachsen, 22. Jahrg., 1. Heft.) — Anfänge und Programm der flämischen Bewegung. Von E. van Bergen (Rheinisch-Westfälische Zeitung 8. u. 11. Okt. 1916). — Zur Schreibung der Wörter „Blamen, flämisch, Vlandern“. Von C. Borchling. Von der Blamen Art. Von A. Schowalter. Die Schulsprachenerordnung. Flämische Kundgebungen für die flämische Hochschule. (Norddeutsche Monatshefte, Heft 8 des 3. Jahrg. Blamenheft.) —

Aus der neuplattdeutschen Bewegung. Von Wilhelm Börker. (Braunschweigische Heimat. 1916, Heft 3.) Plattdeutsch im Seminar. Von Oberlehrer Wilhelm Börker. (Hannoverland 1. u. 2. Heft 1916.) Hannover und Ostfriesland in der niederdeutschen Lyrik. Von D. Weltzien (Hannoverland 3. u. 4. Heft 1916.) En betten wat ower use Muddersprake (Brunonia-Braunschweig 10. Okt. 1916).



Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg



Quickbornmitglieder im Kriege. Nachtrag. (Vgl. 9. Jahrg. S. 161). Bis Anfang Oktober 1916 wurden uns als im Dienst des Heeres oder der Flotte stehend noch bekannt: H. Burmeister, Friedr. Ebbinghaus, R. Eggert, Rudl. Kinau, Jonny Mener, A. Seebach, Amtsrichter Dr. Seeböhm, Gottfried Sendlich, E. Sievers, Dr. Otto Steinhäus, Assessor Gustav Stoll, Hermann Stoldt, Chr. Wittern.

Fürs Vaterland starben ferner: R. Eggert, R. Petersen.

Jahresbeiträge. Der Beitrag für die in Deutschland wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 4 Mark, für Anstalten, Vereine, Körperschaften und Auslandsmitglieder mindestens 6 Mark.

Da das neue Vereinsjahr am 1. Oktober begonnen hat, ersuchen wir die Mitglieder, den Beitrag, soweit sie ihn nicht bereits entrichtet haben, unter Verwendung des beifolgenden Scheines an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11

ein zahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg überweisen zu wollen. Für die außerhamburgischen Mitglieder bildet die Postcheckeinzahlung die einfachste und zugleich kostenfreie Form. In Hamburg werden die Beiträge auch in der Quickborn-Kanzlei, Schauenburgerstraße 47 (Geschäftszeit von 10—4 Uhr) entgegengenommen. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. — Über die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ quittiert werden. Mitgliedskarten, die ja eine praktische Bedeutung bei uns nicht haben, werden nicht ausgegeben. Um ein Verfehlen der Mittel für die Fortführung der Quickbornarbeit zu verhindern, bitten wir um recht baldige Zahlung des Beitrages. Sofern die Zahlung bis Ende November nicht eingegangen ist, nehmen wir an, daß die Einziehung durch Postauftrag oder Nachnahme (unter Zuschlag der Kosten) erwünscht ist.

Für das abgelaufene Vereinsjahr zahlten noch folgende Mitglieder erhöhte Jahresbeiträge, die hierdurch mit bestem Dank bestätigt werden:

Mk. 6.— H. Stochow, Blankenese

Mk. 5.— V. Tomaszewski, Balzenze D.S.

Die erhöhten Beiträge für 1916/17 werden im Januarheft verzeichnet.

Niederdeutsche Kriegsbücherei. Wir verteilen nach wie vor plattdeutsche Bücher und unser Unterhaltungsblatt „Plattdütsch Land un Waterkant“ an niederdeutsche Truppenteile, an Kriegsschiffsbesatzungen und Lazarette. Zuwendungen dafür sind auch fernerhin erwünscht! Sehr gern richten wir Bücher sendungen an solche Mitglieder im Felde, die sich des Bücherumlaufes annehmen wollen.

Bis Anfang Oktober schickten aufs neue für die Kriegsbücherei ein:

8 Mk. Frl. M. Stuckenberg, Hintergarten im Schwarzwald, Haus Quickborn.

5 Mk. Prof. Dr. Otto Bremer, Halle a. S.

Den Eingang dieser Beiträge bestätigt mit herzlichem Dank

Dr. Reimers, Kassierer.

Hauptversammlung. Montag, den 16. Oktober 1916 im Hörfaal A des alten Johanneums zu Hamburg. Der Vorsitzende Paul Wriede widmete den fürs Vaterland gefallenen Mitgliedern, besonders Gorch Fock und Carl Wolff Worte des Gedenkens, ebenso dem langjährigen Ehrenmitgliede Joh. Hinr. Fehrs. Er machte darauf die von der Versammlung freudig aufgenommene Mitteilung, daß die Verwaltung den um die Quickbornarbeit vielverdienten Johs. E. Rabe zum Ehrenmitglied ernannt habe und knüpfte daran die Hoffnung, daß Herr Rabe sich noch lange der Ehrenmitgliedschaft erfreuen möge. Nachdem die Anwesenden Herrn Rabe ihren Dank durch Erheben von den Sitzen bezeugt hatten, erstattete Wriede den Jahresbericht, Dr. Friedr. Reimers den Kassenbericht, die beide genehmigt wurden. Zum Vorsitzenden für das kommende Geschäftsjahr wurde, da Paul Wriede sich aus beruflichen Gründen zur Niederlegung dieses Amtes genötigt sah, Dr. H. v. Reiche (M. d. B.) gewählt. Dr. v. Reiche sprach die Hoffnung aus, seine Aufgabe mit der alten Mitarbeiter und namentlich auch Wriedes Hilfe zum Gelingen des Vereins erfüllen zu können. Dr. G. H. J. Scholz sprach Herrn Wriede den von der Versammlung durch Erheben von den Sitzen bestätigten Dank des Vereins für seine unermüdete und aufopfernde Arbeit zum Besten der Geltung niederdeutschen Volkstums aus. Wriede dankte für die Ehrung und versprach weitere treue Mitarbeit. Er konnte zugleich mitteilen, daß der kürzlich dem Vorstand beigetretene Herr D. Steilen in Begesack die Schriftleitung der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ übernommen habe. — Zu Rechnungsprüfern wurden August Häger und Henry Schaper (M. d. B.) gewählt, zu ihren Ersatzmännern Johs. Stübe und C. W. Friedrichsen.

Nach der geschäftlichen Versammlung las Hans Langmaack mit gewohnter Meisterschaft aus neuen niederdeutschen Büchern vor, aus dem Nachlaßband „Nordsee“ von Gorch Fock, aus dem neuen Quickbornbuch „Bivat Puffchenelle“ von Johs. E. Rabe und dem demnächst erscheinenden Doppel-Quickbornband

„Clusohr un anner Vertellfels“ von Georg Droste. Er begann mit der in ihrer Kenntnis der Tierseele an Hermann Vöns gemahnenden Hundegeschichte „Clusohr“ von Georg Droste, ließ dann deselben Verfassers derb-treuherrige „Hamburger Landwehrlüd“ zu Worte kommen, führte Gorch Focks „Erik Erikson“ als angeblichen Norweger auf der Rückreise in das kriegsuntobte Vaterland vor und fügte Gorch Focks „§ 63“ hinzu. Endlich erregte er stürmische Heiterkeit durch den von Rabe aufgezeichneten Kasperchwank von „Schmuhl“, dem betrogenen Betrüger, und dem nicht minder komischen „Kasper bei den Menschenfreßern“. Herr Langmaack fand mit seiner vorzüglich gewählten und durchgeführten Vortragsfolge den lebhaftesten, anhaltenden Beifall der den Saal bis zum letzten Platz füllenden Zuhörer.

Die Gorch Fock-Gedenkfeier des Quickborn fand am 24. Oktober im großen Saale der hamburgischen Musikhalle statt. Sie ist wie ihr Protektor Bürgermeister Dr. von Melle gewünscht hat, zu der eigentlichen hamburgischen Fock-Feier geworden. Ein Bericht wird im nächsten Hest folgen.

Quickborn-Kriegsarchiv. Wir beabsichtigen nach dem Kriege eine Ausstellung aus unserm Kriegsarchiv zu veranstalten. Wir erbitten dafür alles, was auf „Plattdeutsch (auch Blämisch) im Kriege“ Bezug hat: Bücher, Hefte, Bilder, Postkarten, Programme von plattdeutschen Vortragsabenden im Felde und daheim, im Felde gebrauchte Kasperpuppen, blämische Zeitungen, Kriegszeitungen mit plattdeutschen Beiträgen usw. Auch plattdeutsche Kriegsdichtung sammeln wir nach wie vor.

Die Vereinsbücherei des Quickborn befindet sich im staatlichen Deutschen Seminar, Hamburg, Rothenbaumchauffee 36. Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen.

Als Geschenk und Pflichteremplare von den Verfassern (laut § 6 unserer Satzung) gingen bis Anfang Oktober ein: „Feldgrau“ von J. L. Gemarker, „Hunnblomen un Malsen“ und „Was die Heide sang“ von Georg Theilmann, Plattbüsche Volksböker von Jacob Bödewadt, Otto Garber und Gustav Friedr. Mener, ferner einige der in diesen Blättern besprochenen Werke, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen. Allen gütigen Gebern sei herzlichst gedankt! Durch Kauf kamen hinzu: Goedel, „Etnmologisches Wörterbuch der deutschen Seemannssprache“, Stricker „De dübsche Schlömer“ u. a.

Den Mitgliedern sei eine eifrige Benutzung der Vereinsbibliothek wiederholt empfohlen. Ein übersichtlicher Zettelkatalog steht in der Bibliothek zur Verfügung.

Anschriftveränderungen beliebe man zur Vermeidung von Verzögerungen in der Zusendung unserer Veröffentlichungen der Quickborn-Kanzlei, Hamburg I, Schauenburgerstraße 47, sofort aufzugeben. Von Kriegsteilnehmern erbitten wir auch Mitteilungen über ihr Ergehen im Felde, ihre Kriegsauszeichnungen usw.

Der Jahresbericht für 1915/16 liegt diesem Hest bei. Wir bitten unsere Mitglieder, ihn zu lesen!

Werbetätigkeit für den Quickborn. Daß der Quickborn im 2. Kriegsjahr über 250 Neuaufnahmen zu verzeichnen hatte, verdankt er zum Teil eifriger Werbetätigkeit seiner Mitglieder. Wir bitten zum Besten unserer Bestrebungen in dieser Tätigkeit nicht zu erlahmen! Erleichtert wird das Werben durch den Hinweis darauf, daß der Quickborn seinen Mitgliedern in der Regel jährlich 2 Quickbornbücher, 4 Hefte der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ und 4 Hefte von „Plattdütsch Land un Waterkant“ liefert und schon mit diesen Leistungen an der Spitze aller plattdeutschen Vereine und Verbände steht.

Um die Werbung eines Teils der heute verzeichneten neuen Mitglieder machten sich verdient die Mitglieder: Ad. Böttcher (A. J. im Felde), A. Böge (Bramstedt), Herrn. Bremer (Rostock), Andr. Eichen (Oldenburg), Ad. Brauer, W. Capobus,

Herm. Grobe, Carl Kröger, Hannah Kuhlmann, Hans Langmaack, D. Lofmeier, J. C. M. Wendt und Paul Wriede (Hamburg).

Neue Mitglieder.

(Bereits in der Mitgliederliste verzeichnet.)

a) bis zum 30. September aufgenommen:

Hamburg: Frl. Hanne Eilers	Malente: Frl. Margarethe Fischer
" Franz Havemann	Helmstedt (Brschw.): U. Seebach**
" Rudl Kinau**	Berlin-Lankwiz: Albert Lübke
" Dr. Otto Steinhaus**	Zalenze D./S.: B. Tomaszewski
" H. Tiemann	Brosken: Uffessor Gustav Stoll**
" Fr. Trimpler	Charlerot: Gottfried Sendtlig**
" J. C. M. Wendt	Uppsala: Mag. phil. Erik Rooth
" Wilhelm Wriedt	

Wandervogel, Ortsgruppe Rostock.

b) vom 1.—10. Oktober aufgenommen:

Hamburg: U. Brandt	Hamburg: Bruno Westphalen
" Frau Sophie Ewald	" Chr. Bittern**
" Ernst Goebel	" Frl. Annemarie Wulff
" Wilh. Herkenroth	" G. U. Wulff
" Fr. Gertr. Julius, geb. Voth	Bergedorf: Dr. Hans Wendt
" Rosa Elisabeth Kinau	Lübeck: Richard Zimmermann
" Hugo Mener	Altona: Walter Rothenburg
" Jonny Mener**	Heide i. H.: Pastor Schlee
" Frl. Erna Mohr	Reinbek: Dr. med. Döfese
" Frl. Henny Neumann	Wandsbek: D. Dize
" Rektor Karl Philipps	" H. Schacht
" Frau Rektor Philipps	Rostock: Walter Sodemann
" Otto Steinbach	Wismar: Anton Stübinger
" Frl. E. Steinfeld	Oldenburg (Gr.): E. Sievers**
" Hermann Stoldt**	Bausenhagen (W.): Friedr. Ebbinghaus**
" H. Stüdemann	Nürnberg: Rob. Menn.
" Mag Stoll	

**) d. J. im Felde oder sonst im Dienste des Heeres oder der Marine.

Schriftschluß für das vorliegende Heft: 25. Oktober 1916.

Dank und Bitte. Bei der Übernahme der Herausgabe der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ ist es mir ein Herzensbedürfnis, Herrn Paul Wriede, der neun Jahre lang in unermüdlich treuer Arbeit und mit sicherer Hand, immer den Blick auf das Ganze gerichtet, seine ganze schätzenswerte Kraft in selbstloser Weise in den Dienst unserer Vereinigung und nicht zuletzt der Vereinschrift stellte, innigen Dank zu sagen. Ich glaube da zugleich im Namen aller Leser zu sprechen. Im Vertrauen auf die Unterstützung aller bisherigen Mitarbeiter, um die ich hiermit freundlichst bitte, übernehme ich die Arbeit und hoffe, daß es möglich sein wird, die Mitteilungen in Zukunft so reichhaltig wie bisher auszugestalten.
D. Steilen.

Herausgegeben für die Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg und verantwortlich geleitet von D. Steilen, Vegesack. Einzelabgabe durch den Quickborn-Verlag G. m. b. H. in Hamburg.

Druck von August Borowsky in Vegesack-Bremen.